ZEITSCHRIFT FÜR BUDDHISMUS UND VERWANDTE GEBIETE

HERAUSGEGEBEN VOM BUND FÜR BUDDHISTISCHES LEBEN
SCHRIFTLEITUNG: DR. WOLFGANG BOHN, HALLE A.S.

I. Jahrgang März/April 1914 Heft 5/6

Legenden aus dem Leben des Buddha.

Alten Texten des buddhistischen Kanons nacherzählt von
Dr. Erwin Hylander.

I. Erzählungen und Herrnworte aus dem Udāna.

1. Suppavāsā (Udāna II, 8).

Als der Herr einstmals in einem Walde bei Kundiyā weilte, lag eine Frau Namens Suppavāsā sieben Tage in schweren Geburtswehen und litt große Pein. In ihren qualvollen Schmerzen fand sie in folgenden drei Gedanken Trost und Beruhigung: „Vollkommen erleuchtet wahrlich ist der Herr, der eine Heilslehre verkündet, die zur Befreiung von einem so grimmigen Leiden führt! Auf dem rechten Wege wahrlich wandelt die Jüngergemeinde dieses Herrn, denn derselbige Weg führt zur Befreiung von einem so grimmigen Leiden! Selig, o selig ist das Nibbāna, wo solches Leid nicht mehr vorhanden ist!"

Und Suppavāsā rief ihren Gatten zu sich und sprach zu ihm: „Lieber, meine Pein ist groß. Ich bitte dich, gehe hin zu Buddha, dem Herrn, wirf dich zu seinen Füßen nieder, huldige ihm in meinem Namen. Sage dem Herrn, wie sehr ich leide und berichte ihm die drei Gedanken, die mir in meiner Qual Trost und Beruhigung gewähren!"

Und der Mann begab sich zu dem Meister und sprach die Worte, die sein Weib ihm aufgetragen hatte. Der Herr aber antwortete ihm und sprach: „Suppavāsā soll gesund sein und

einen gesunden Sohn gebären!" Und diese Worte des Herrn gingen zur selbigen Stunde in Erfüllung.

Als nun der Mann in seine Wohnung zurückkehrte und sah, daß Suppavāsā nach der Geburt eines gesunden Knaben wohlauf und gesund war, verwunderte er sich und dachte: „Das ist fürwahr wunderbar und erstaunlich! Groß, wahrlich, ist die geistige Kraft und die Macht des Vollendeten!"

Suppavāsā aber war froh und glücklich und sprach zu ihrem Gatten: „Lieber, ich bitte dich, gehe abermals zu dem Herrn, berichte ihm, daß ich wohlauf bin, nachdem ich einem gesunden Knaben das Leben gegeben habe, und bitte den Herrn, indem du ihm in meinem Namen huldigst, daß er mitsamt seiner Mönchsgemeinde von morgen ab sieben Tage lang das Mahl bei mir einnehmen möge."

Der Mann begab sich zum Meister und sprach, wie ihm gesagt war. Damals nun war der Herr mitsamt der Mönchsgemeinde von einem Laienanhänger, welcher des ehrwürdigen Mahāmoggallāna Versorger war, für den folgenden Tag zu Gast geladen worden. Dieser Mann verschob zu Gunsten der Suppavāsā seine Einladung auf später. Da nahm der Herr Suppavāsās Einladung stillschweigend an.

Und Suppavāsā wartete sieben Tage dem Buddha und der Mönchsgemeinde eigenhändig auf, indem sie auserlesene harte und weiche Speisen vorsetzte.

Der Herr aber erfreute Suppavāsā durch religiöse Belehrung. Er redete zu ihr von dem Segen des Gebens und sprach:[1] „Eine fromme Laienjüngerin, welche Nahrung spendet, spendet dem, der sie empfängt, vierfachen Segen, nämlich langes Leben, Schönheit, Glück und Kraft. Dieser Segen aber fällt auf den Spender selbst zurück, und so wird dem Geber durch seine Gabe langes Leben, Schönheit, Glück und Kraft hienieden und in himmlischer Welt zuteil werden. Zur Himmelswelt wird gelangen, wer den Geist in sich vollkommen ertötet und ein lauteres Leben führt."

Nach dem Mahle nun beugte sich der ehrwürdige Sāriputta, der Heerführer des Gesetzes, über das neugeborene Knäblein

[1]) Über diese Worte des Buddha vergl. Aṅguttara IV, 57.

und sprach zu ihm: „Kindlein, mögest du gesund bleiben, möge kein Mangel dich bedrücken, möge kein Elend dir nahen!“

Als Suppavāsā sah, wie der große Jünger des Meisters zu ihrem Kinde also sprach, ward sie hocherfreut, und Glück zog in ihr Herz ein.

Der Buddha, welcher gewahr wurde, wie froh und glücklich Suppavāsā war, fragte sie und sprach: „Möchtest du dir wohl noch so einen Sohn wünschen, Suppavāsā?“ Suppavāsā aber antwortete: „Herr, ich wünsche mir noch sieben solche Söhne.“

Da tat der Herr zur selbigen Stunde folgenden ernsten Ausspruch, nachdem er den Sinn jener Worte erkannt hatte: „Wer nicht ernst und tief nachdenkt, den übermannt das Elend unter der Maske der Freude, das Widerwärtige unter der Maske des Angenehmen und das Leid unter der Maske des Glücks.“

2. Die Motten (Udāna VI, 9).

Als der Herr einst im Jeta-Hain bei Sāvatthi, in der Einsiedelei des Anāthapindika weilte, saß er in einer stockfinsteren Nacht draußen im Freien, und im Parke rings umher brannten Öllampen. Es wurden aber ungezählte Schwärme von Motten durch das Licht der Öllampen angezogen; sie umschwirrten die Flammen, versengten sich und verbrannten. Der Herr sah aber, wie die Motten in Haufen an die Flammen heranflogen und elend vebrannten, und rief: „Sie fallen, sie fallen!“ Und indem er den Sinn dieses Vorganges erkannte, sprach er die feierlichen Worte: „Sie eilen herzu und gelangen doch nicht zum Wesen der Dinge. Sie verstricken sich immer wieder in neue Fesseln und fallen in die Flammen, wie die Motten, indem sie durch das, was sie sehen und hören, irregeführt werden.“

3. Die Tierquäler (Udāna II, 3 und V,4).

Als der Herr eines Morgens nach Sāvatthi ging, um seine Speise zu erbetteln, traf er auf dem Wege eine Schar Kinder, die sich damit belustigten, Fische zu quälen. Der Herr blieb stehen und sagte: „Ihr Kinder, ihr fürchtet euch doch vor Schmerzen? Schmerzen sind euch gewiß nicht angenehm?“ Die Kinder erwiderten: „Freilich, Herr, fürchten wir uns vor Schmerzen; Schmerzen sind uns nicht angenehm.“ Da sprach

der Herr die ernsten Worte: „Wenn ihr euch vor Schmerzen fürchtet, wenn Schmerzen euch unangenehm sind, dann hütet euch, anderen Wesen Qual zu bereiten, sei's im geheimen, sei's offen vor aller Welt. Denn wenn ihr andere Wesen quält, werdet ihr selbst von Schmerzen niemals frei werden hier im Leben sowohl wie nach dem Tode."

Ein andermal sah der Herr auf demselben Wege junge Burschen, die mit Stöcken auf eine kleine Schlange einschlugen. Der Buddha sprach zu ihnen: „Wer für sich selbst Glück erstrebt und dabei andere Wesen quält, die sich doch auch nach Glück sehnen, der wird nach dem Tode nicht glücklich werden. Wohl aber wird nach dem Tode derjenige glücklich, der hienieden für sich selbst Glück erstrebt, ohne dabei andere Wesen, die sich ebenfalls nach Glück sehnen, zu quälen."

4. Der Dämon (Udāna I, 7)

In der Nähe der Stadt Pāvā war ein altes Wahrzeichen, das man das Ajakalāpaka-Wahrzeichen nannte. Dies war eine verrufene Stätte, an der niemand weilen wollte, denn daselbst trieb ein grauenerregender Dämon sein böses Wesen.

Nun begab es sich, daß der Herr, als er sich einstmals in Pāvā aufhielt, während einer stockfinsteren Nacht bei strömendem Regen unter freiem Himmel bei dem Ajakalāpaka-Monument meditierend saß. Der Dämon wollte dem Meister Entsetzen und haarsträubende Furcht einflößen; er begab sich unhörbar leise in seine unmittelbare Nähe und rief, nachdem er dreimal einen grauen- und grausenerregenden Schrei ausgestoßen, mit gellender Stimme: „Asket, dies ist dein böser Geist!"

Der Herr aber, welcher den Sinn dieser Begebenheit erkannte, antwortete ruhig: „Ein Brāhmana, der in seinen Pflichten vollkommen ist, ist erhaben über alle Dämonen und Unholde."

5. Nandas Himmelfahrt (Udāna III, 2).

Als der Herr einstmals zu Sāvatthi im Jeta-Hain weilte, sprach der ehrwürdige Nanda, der Stiefbruder des Herrn, zu einigen seiner Mitmönche: „Freunde, ich bin des mönchischen

Lebens überdrüssig und habe die Absicht, in das Weltleben zurückzukehren."

Die Mönche erzählten diese Worte Nandas dem Meister wieder, und der Herr ließ Nanda zu sich kommen und fragte ihn: „Ist es wahr, was man sich erzählt, Nanda, daß du des mönchischen Lebens überdrüssig geworden bist?"

„Ja, Herr," antwortete Nanda.

„Und warum?" fragte der Buddha.

Nanda erwiderte: „Herr, als ich aus einem Hause trat, erblickte ich eine Frau, die mit ihrem lockigen Haar berückend schön aussah. Dieselbe schaute mich an und sprach: ‚Komm', Edler, komm' zu mir!' Und ich kann den Anblick dieser berückend schönen Frau nimmer vergessen. Dies, Herr, ist der Grund, weshalb ich des mönchischen Lebens überdrüssig geworden bin."

Nach diesen Worten ergriff der Herr den ehrwürdigen Nanda am Arm, und beide gelangten auf dem Wege der Extase so schnell, wie ein starker Mann den gestreckten Arm beugt oder den gebeugten Arm streckt, in den Himmel der dreiunddreißig Götter. Hier warteten gerade fünfhundert himmlische Nymphen dem Götterfürsten Sakka auf.

Der Buddha fragte Nanda: „Wer ist wohl schöner, Nanda, diese fünfhundert himmlischen Nymphen oder jene Frau von berückender Schönheit, deren Anblick du nicht vergessen kannst?"

Nanda antwortete: „Herr, jene Frau von berückender Schönheit kann mit diesen fünfhundert himmlischen Nymphen überhaupt nicht verglichen oder zusammengestellt werden. Sie nimmt sich diesen Nymphen gegenüber aus wie ein verbranntes Affenweibchen, dem Ohren und Nase abgeschnitten sind."

Der Meister sprach: „Freue dich Nanda, freue dich Nanda! Ich verbürge dir den Besitz dieser fünfhundert himmlischen Nymphen!"

„Wenn der Herr mir," entgegnete Nanda, „den Besitz der fünfhundert Nymphen verbürgt, dann, Herr, soll mir das heilige Leben eine Lust sein."

Nach diesen Worten verschwand der Herr mit Nanda aus

dem Himmel der dreiunddreißig Götter und erschien wieder im Jeta-Hain bei Sâvatthi.

Es verbreitete sich aber unter den Mönchen die Kunde: „Der ehrwürdige Nanda führt das mönchische Leben weiter um fünfhundert himmlischer Nymphen willen, deren Besitz der Herr ihm verbürgt hat."

Und die Mönche zogen sich von dem ehrwürdigen Nanda zurück, mieden ihn und ließen ihn beiseite liegen, indem sie sagten: „Ein niedriger Mensch, eine Sklavenseele ist dieser Nanda, denn er führt das heilige Leben ja nur um der fünfhundert himmlischen Nymphen willen, deren Besitz der Herr ihm verbürgt hat."

Als nun der ehrwürdige Nanda gewahr wurde, wie seine Mitmönche sich von ihm zurückzogen, ihn mieden und beiseite liegen ließen, ward er von tiefer Scham und Reue ergriffen und widmete sich von nun an mit heiligem Ernst seinen geistlichen Pflichten. Und in nicht gar langer Zeit erreichte er einsam, abgesondert, in unermüdlichem Ringen jenes höchste Ziel, um dessentwillen edle Söhne aus dem Hause fort in die Hauslosigkeit ziehen, und er erkannte: „Vernichtet ist die Wiedergeburt, geführt ist das heilige Leben, was zu tun war, ist getan, nicht gibt es mehr ein ferneres Dasein."

Und der ehrwürdige Nanda begab sich alsbald zu dem Herrn, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll und sprach: „Herr, ich entbinde den Herrn von jenem Versprechen hinsichtlich des Besitzes der fünfhundert himmlischen Nymphen."

Der Buddha, welcher erkannte, daß der ehrwürdige Nanda das höchste Ziel erreicht hatte, antwortete: „Da dein Gemüt, o Nanda, ohne mehr zu haften, von den Grundübeln befreit ist, so bin auch ich befreit von diesem meinem Versprechen."

Und indem der Herr den Sinn dieser Begebenheit erkannte, tat er zur selbigen Stunde folgenden feierlichen Ausspruch: „Ein Mönch, der sich aus dem Sumpf gerettet und den Stachel sinnlicher Lust zerbrochen hat, wird in Glück und Leid nicht mehr erschüttert, nachdem der Wahn in ihm vernichtet ist."

Der feste Ruhepunkt.

Drei Erzählungen eines Asketen.

Von U. Koṇḍañño, buddhistischer Mönch im Inselkloster zu Dodanduwa auf Ceylon.

I. Asketenglück.

Einst überstiegen zwei Mendikanten den so gewaltigen Gebirgsstock des Siripada. Nach hartem Aufstiege erreichten beide — der Lehrer, ein älterer Thero, und sein Schüler, ein noch junger Bhikkhu — die oberste Spitze dieses herrlichsten Punktes Ceylons. Ermüdet von den starken Anstrengungen, mit denen der Aufstieg verbunden ist, machten sie sich ein dürftiges Lager in der Unterkunftshütte zurecht, wo sie denn auch bald einschliefen. — Bald hernach erwachte der junge Mönch, und da er von jeher eine große Freude daran hatte, im Mondenscheine zu meditieren, so verließ er die Hütte und ging ins Freie.

Doch wie war er erstaunt, als er in das Freie trat und nicht tiefe Nacht, sondern einen herrlichen, noch nie gesehenen Sonnenuntergang wahrnahm, dessen Glanz und großartige Schönheit sich über den ganzen Himmelsraum, von Horizont zu Horizont, erstreckte. Schnell ging er an den Westausgang der Plattform, um auf deren Schwelle sitzend mit aller Aufmerksamkeit diese nie beobachtete Naturschönheit sich nicht entgehen zu lassen.

Wie ein rotglühender mächtiger Ball senkte sich die Sonne von Minute zu Minute tiefer, um von goldig umrandeten, purpurroten Wolken bald frei, bald durchzogen, weit über Colombo in den offenen Ozean hinabzusinken, dessen lichtumflutete Wogen widerstrahlten, als wollten sie mit der Sonne sich messen. Das große Lichtmeer, in dem das Tagesgestirn sich befand, stieg immer höher zum Zenithe empor und ging in ein smaragdes, dann olivenfarbenes Transparent über, bis es sich hernach in harmonischen Übergängen in ein Ultramarin-violett verlor. Während auf der Westseite nur wenige und langgezogene, feine, rötliche Wölkchen sich um die Sonne scharten, war das dunkle Kolorit der Ostseite zum Teile von blendend weißen, in reines Silber überfließenden, kräftig markierten

Wolkenbergen bedeckt, hinter deren Schutze das silberne Nachtgestirn sich versteckt hielt, um hervorzubrechen, sobald die letzten Sonnenstrahlen ihre Wirkung verloren. Jeder Moment brachte eine neue Veränderung auf dem ganzen Himmelsplane. Die Nacht brach jählings herein, und der Mond zögerte keinen Augenblick, um seine Reize nicht mehr zu verbergen. Die Wolken traten zurück, und nun dominierte dieses Silbergesicht der Nacht in weiter Entfernung, von einem märchenhaften Lichtreif umzogen. Sein sanftes Leuchten, das ruhig die Augen vertrugen, als wäre es der Augenstern eines lieben Bruders, durchflutete die von leisem Windhauch durchzogene Landschaft als wohltuende Entschädigung für die drückende Schwüle des Tages.

„Ja, ja!" dachte der Mönch, im ganzen Gemüte von diesem Naturwunder ergriffen: „Du gestaltloser Himmel zeigst uns mehr, als Bücherweisheit. Tagtäglich, in jedem Momente, bringst du näher mit herrlichen Farben dem dich beachtenden Menschenkinde die große Wahrheit der Natur, daß alles vergeht, noch während es zu entstehen sucht. Durch Jahrtausende zauberst du von Augenblick zu Augenblick tausende, ja unzählbare neue Bilder vor das staunende Auge! Ohne je zu ermüden, immer Neues, niemals noch Gesehenes, nie Gewesenes! O du reine, keusche Natur, wie offen und kindlich trägst du dein weises Wesen zur Schau.

Wohin ist die Wolke, die ich noch vor einer Minute sah? — Wohin ist sie entflohen? — Ist diese es? Oder jene? — Hast du wohl nicht mir zum Entzücken in hunderterlei Farben dein Kleid gewechselt? — Warst du denn vorher nicht weiß? Und bist du jetzt nicht grau — oder blau? Ja, gibt es denn wohl überhaupt eine weiße, blaue, rote oder goldgelbe Wolke? — Wer bist du Wolke? Bist du Farbe, bist du Licht? — Bist du Geschmack oder Geruch? — Bist du durch sichtbaren Glanz oder durch unsichtbare Rauhheit? — Bist du Schwere oder Bewegung? — Sage an, was bist du?"

„Eine Wolke bin ich, Freund!" — sagte sie trübe, „warum bezweifelst du meine Ichheit?"

„Bist du denn nicht Farbe und Licht? — Nicht Geschmack

oder Glanz? — Nicht undurchsichtbare Trübe? — Nicht Kohäsion und Bewegung?"

„Du sagst es ja, mein Lieber; das bin ich ja alles. Und dieses alles zusammen bildet mein Selbst. Auch du bist nichts anderes wie ich sehe", wandte sie schmollend ein. „Deine Zellen, aus denen dein Wesen besteht — sage mir, antworte gewissnhaft, Freund — sind diese wohl mehr als Farbe und Licht, als Geruch und Geschmack? Als durch vierfache Nahrung entstehende Lebenskraft? Und sind diese nicht verbunden mit Schwere und Bewegung, mit Kohäsion und ausbreitender Strahlung? — Oder vermochte deine Persönlichkeit sich ohne diese zu bilden?"

„Wohl hast du Recht, liebe Wolke Nicht stünde dieser Körper hier, hätten sich nicht diese Elemente so zu einander verbunden. Aber nicht ist es dir möglich, dir Armen, Bewußtlosen, mein inneres Wesen, das Namhafte an allen zu begreifen. Empfindungslos schwebst du im Raume, deiner selber unbewußt. Ich aber trage Empfindung im Herzen. Wahrnehmend unterscheide ich die empfundenen Objekte, wenn sie, von den sechs Sinnen getroffen, mir selber, indem ich sie sehe, höre, rieche, schmecke, taste und denke, bewußt werden. Wohlbewußt suche ich zu verzichten in meiner eigenen Welt."

Die Wolke weinte und klagte: „Ach ich armes, dürftiges Ding; wie dachte ich mich herrlich, wie dachte ich mich ewig, dachte immerdar alle Ewigkeiten hindurch hier glänzen zu dürfen, hoch dahinschwebend über Länder und Meere. Selbst diese Sonne, dieses so mächtige Licht, vor dem der Wanderer sich verbirgt, die Tiere schmachten, die Sterne und der Mond ihren Glanz verlieren, mußte untergehen, während ich deinem Auge blieb. Schon dachte ich ewig zu sein als ein eigenes Ich, und nun muß ich einsehen, daß ich nichts bin als ein leeres Gebilde, das durch Ursachen bedingt zu dieser Form sich ballte. Aus freiem Willen wähnte ich mein Kleid zu wechseln, das doch nur die goldene Strahlung der sinkenden Sonne, des lichten Mondes Silberschein mir verlieh. Ach, ich arme, arme Wolke, ich eitles Wechselgebilde! Vergehen muß ich wieder, mich auflösen im Raume, und wieder hinab zur Erde sinken und zu schmutzigem Wasser werden."

Und so bejammerte die Wolke in stummer Verzweiflung ihr eignes Geschick.

„O, beweine nicht dein Schicksal, Wolke, schätze dich glücklich, verwehen zu dürfen. Sieh herab zu den Wesen, den Vernunftbegabten! Schau diese Unglücklichen in ihren Leiden und Freuden. Haben sie zu weng Besitztum, um ihre Gelüste zu befriedigen, dann arbeiten sie rastlos unter Fluchen und Schelten. Aber haben sie reichlich zum Vergeuden, dann schwelgen sie in rastloser Wollust und Befriedigung ihrer Gelüste. Die Gelüste aber wachsen, und nichts will schließlich mehr befriedigen. Unter Fluchen und Schelten, von Langeweile und innerer Leere getrieben, trotten sie oftmals um die so weite Erde, und dennoch können sie nicht vergehen — wie du, du Gückliche — selbst wenn sie hundertmal sterben. Ihre innere Kraft, ihr Daseinsdrang, bringt sie zurück zu neuem Leben, das sie so oft schon in bitterem Leiden, in fader Langeweile verfluchten. Das Ich ist es, an dem sie hängen, sei's im Leiden, sei's in Freuden. Darum eben wollen sie nicht erkennen, wollen sich niemals dazu bequemen, auf sich selber zu verzichten, zu verschwinden, und daher weinen sie wie du."

Da lachte die Wolke, verlachte die Erde, die Tiere, die Menschen, die Götter, die Teufel: „sehet, wie ich verschwinde, mich überwinde, auf mein Selbst verzichtend, freudig mich auflösend, die wahre Beschaffenheit aller bedingten Gebilde offen vor aller Welt im Zergehen beweise."

Verschwunden war die herrliche Wolke. Kein Gott, kein Teufel, kein lebendes Wesen vermochte sie wiederzufinden. Auf immer war sie verschwunden und nimmermehr kehrt sie wieder zurück, die farbenstrahlende Wolke von Adamspeak.

Der Mönch strahlte — nicht nur das Gesicht, das Herz, das Denken — nein, alles in ihm strahlte, strahlte vor innerer Freude, strahlte mit den Strahlen der Natur.

„Ja, Natur, du bist es, du bist Religion und Weisheit, du bist Wirklichkeit und Wahrheit in Einem! — Jetzt endlich versteh' ich den Buddha! Er hat dich geschaut. Du warst seine Lehrmeisterin. Du schwebtest ihm vor, als er seinen Mönchen zur Beruhigung des Denkens und Herzens empfahl, dich zu schauen und von der Welt, der ruhelosen, sich abwendend, in

Einsamkeit dich zu genießen. Du bist es, die Sprödeste, die Keuscheste, die einfachste reinste Lauterkeit, die sich zu leidlosem, edelstem Genusse nur von den lauter gewordenen, auf ihr eigenes Selbst verzichtenden Kindern der Natur freien läßt und zum Kusse sich herniederneigt. — Wahrhaftig, dein Genuß ist leidlos und rein, frei von aller Sinneslust, frei von des Hasses bitterer Qual. Wachen Sinnes dich schauend, gedankeneinig, kann kein Zweifel entstehen. Vom Herzen zum Herzen dringet dein reiner Odem in meine Brust. Du hast durch die durchbrechende Urgewalt der Wirklichkeit, in tiefer Einheit deines Schlages mit meinen Impulsen mehr gebracht, als je ich gelitten, je gewünscht."

„Wunderbar, wunderbar,
Heilig erhaben, rein und lauter,
O Meister, o Buddho,
Ist jenes Glück,
Das du gefunden,
Gezeigt, gewiesen,
Das edlen Asketen,
Weltenentsagenden,
Freiwillig Armen,
Fleckenlos-reinen,
Nach Weisheit und Erkenntnis
Und des Gemütes Erlösung
Strebenden Mönchen
Wohl tauglich ist.

„Ja, ich gestehe es gerne,
Sprech' es hinaus in die Welt,
Möchte ein jeder es hören,
Es nicht eher verklingen,
Als bis es nicht
Bis zum letzten Ohre gedrungen:
„Er ist der Meister,
Ist der Erretter,
Er ist der Leiter,
Der Menschen und Götter.
Er ist erhaben,
Heilig und rein,
Vollkommen auferwacht
Aus eigener Kraft,
Überwinder eigener Welt,
Er hat das Dunkel
Des Wahnes durchdrungen,
Die Finsternis eigenen
Herzens bezwungen,
Er steht da
Als höchstes Licht,
Weltenmeister, Allbesieger,
Ohne Ansicht
Hat er erkannt
Im Überwinden,
Was keiner ihn lehrte.
Selbst belehrt ist er erwacht
Aus tiefer Nacht.
Zu reinstem Erkennen
Wies er den Weg
Armen, im Wahne
Versunkenen Wesen.

„Sieh hin, o Wanderer,
Auf seine Lehre.
Im Wesen aller Natur
Ist sie wiederzufinden.
Da kannst du ersehen,
Was du gelesen
In inniger Andacht
Aus heiligen Schriften,
Die von seinen Worten zeugen.
Kennest du beides,
Dann überzeuge dich
Von der Einheit des Tones.
Nicht höher, nicht tiefer,
Gleich rein ist der Klang.

„Was zweifelt die Welt nur
Im Suchen und Grübeln,
Als hätte der Meister
Niemals gelebt,
Niemals gesprochen
Von seiner Erkenntnis,
Nie gepredigt die Lehre,
Die erhaben reine,
Vom Anfange an
Hindurch durch die Mitte
Bis hin zu dem Ende?

„Nochmals sprech' ich hinaus
Zu den Menschen:
Vertrauet dem Meister,
Dem letzten der Buddhas!
Prüft seine Lehre,
Durchdenkt und erforscht,
Sucht zu ergründen
Was sie uns weist.
In reinem Streben
Ohne Angst und Beben,
Ohne Furcht und Sorge,
Fliehet der Welt,
Dem unreinen Leben.
Fliehet in Wälder,
An entlegene Orte
Sucht Einsamkeit,
Die erfreut!
Die öffnet die Tore zum Herzen,
Läßt uns wiederfinden
In unserm Innern.
In der Natur,
Der Wirklichkeit,
Wo weder Lust noch Leid,
Da offenbart sich
Die Wahrheit nur.

„Ihr werdet finden,
Wie ich es getan.
Ihr werdet künden
Erfreut den andern:
‚Er ist der Buddho,
Wahr ist der Dhammo,
Der Sangho besteht noch immer rein.
Gut ist es
Solche Kämpfer zu sehen,
Ihnen zu spenden,
Ihnen zu schenken,
Davon zu ernten,
In späteren Zeiten.
Warum sollt' ich mich nicht freuen
Zu leben auf Erden?"

In erhabenster Glückseligkeit kauerte der junge Bhikkhu noch immer auf der Steinschwelle, als sein Lehrer zurückkam und ihn endlich hier fand.

„Āvuso," prach letzterer, „willst du etwa die Nacht zum Tage machen vor lauter innerer Versenkung?"

Der jugendliche Mönch erhob sich und wandte sein verzücktes, vom Mondlichte überflutetes, von Glückseligkeit strahlendes Gesicht seinem Lehrer entgegen, ohne auch nur ein Wort erwidern zu können.

„Was muß ich staunen, Āvuso! Wirklich? „Du strahlst ja als ob — — —!"

„Ja, lieber, lieber Bhante! Ach, ich kann es nicht sagen, kann's nicht benennen, und doch möchte ich nicht schweigen."

„Schweige nur, mein Lieber; sprich es nicht aus, das Welt-

fremde! Nur wahre Asketen können verstehen, was es heißt: — „Asketenglück."

Beide sahen sich noch eine Weile in die Augen, der eine voller Achtung zum anderen, und kehrten schweigsam in die Hütte zurück.

II. Der Wasserfall.

Einst wanderten zwei Mönche über ein Gebirge. Ermüdet setzten sie sich auf eine Steinplatte, von wo sich ihnen ein herrliches Panorama dieses so gewaltigen Gebirges bot. Staunend blickten beide in die tiefen Täler, welche in ihrem dunklen Grün vor ihnen lagen. Die frische und zugleich würzige Luft dieser Höhen tat ihr möglichstes, um unsere Wanderer zu erquicken. Als sie eine Weile ruhig sinnend und schauend gesessen hatten, brach der Jüngere die Stille:

„Da sieh nur, lieber Bhante," sprach er, „wie diese beiden Bäche dort drüben sich so kühn von den Felsen herabstürzen, sodaß ihr Tosen und Toben sogar noch hier alle geringeren Laute zu übertönen vermag. Fast möchte man denken, es bliebe garnichts mehr zurück von ihnen, und die Bäche hätten aufgehört zu sein, wenn man sieht, wie ihre wilden Wassermassen sich bereits in der Luft zerteilen und bei ihrem Herabstürzen auf das harte Gestein wild aufschäumend auseinander spritzen, um schließlich ganz und gar zu zerstäuben."

„Alles bleibt zurück, lieber Freund," entgegenete der ältere Mönch. „Es geht eben genau so mit allen lebenden Wesen, wenn sie bei ihrem Abscheiden den Todessprung machen."

„Du scherzest wohl, Bhante! Allerdings, dieses Wasser sammelt sich von neuem zum Bache, den man bald darauf wieder murmelnd und plätschernd den Waldesgrund durcheilen sieht. Beim Menschen aber —"

„Da ist es nicht anders, Freund. Jetzt bleibt sein Reichtum zurück für andere, sein Körper löst sich auf in die Substanzen, aus denen er besteht, und er selber, das Namhafte an ihm, seine Willenstriebe, sein Charakter, das Empfindungs-, Wahrnehmungs-, Unterscheidungs- und Bewußtseinsvermögen, zieht sich schon von seinem Lebensdrange getrieben dorthin, worauf er abgestimmt ist. Was er tat in seinem Leben, zu was

der Mensch sich machte, sein ganzes Tun und Wollen, das paßt sich dort an, wo eine Ähnlichkeit seiner Individualität entspricht. Er selber verliert und gewinnt nichts bei diesem Spiele. Das was rechtmäßig sein eigen ist, das holt er sich wieder, als neugeborener Erbe eines Millionärs oder Bettlers, als königlicher Prinz oder Pariasohn. Dann ißt er und trinkt er, nimmt wieder von den gleichen Substanzen zum Größerwerden, und wenn er seine Anlagen und Strebungen des Charakters an den Objekten gemessen hat und es wieder genug geworden ist, dann steht er aufs Neue vor dem Todessprunge wie jener Sturzbach vor einer neuen Felsenkante. Ein Unterschied besteht nur insofern, als diese Wassermassen wieder als Bäche weiterfließen, während der Mensch Reichtum und Armut, Ehre und Verachtung, Anlagen und Gebrechen überall von dort hernimmt, wo er diese am entsprechendsten zu seinem Charakter — dessen er sich im Sterbensmomente bewußt wird — vorfindet."

„Dann müßte jeder Reiche wieder ein Krösus werden, und ein Armer würde auf ewig zu seinen Entbehrungen verdammt sein. Nein, Bhante, das kann nicht stimmen."

„Habe ich denn das gesagt? Lieber Freund, gar mancher wird reich oder arm geboren und stirbt arm. Ein anderer wird ebenfalls reich oder arm geboren, hat sich aber die Befähigung, hernach reich zu werden, selber verdorben; ein solcher stirbt arm und wenn er noch so viele Millionen oder Kronen hinterließe, als ob er garnichts besessen hätte. Derjenige aber stirbt reich, welcher sich durch sein Tun und Lassen die Fähigkeit erwarb, dort einschlagen zu können, wo nur Bedingungen zu einem glücklichen Leben vorhanden sind. Wer viel Gutes tat, freigebig war, wenn es galt, edle Zwecke zu unterstützen, viel des Guten anderen Mitwesen von Herzen gönnen konnte oder gar vielfach zum Wohle anderer freiwillig vielem zu entsagen vermochte, der ist dazu bestimmt, in reicher, hochstehender Familie wiedergeboren zu werden, in edlen Schossen zu zünden. Solch einer kann viel aufnehmen, weil er eben viel abgelegt hatte. — Wer aber anderer Gut an sich riß, voll war von Neid und Geiz, in nimmersatter Habsucht arme Mitwesen in der Not darben ließ, sich ihrer nicht mit annahm, keinen Groschen für edle mildtätige Zwecke übrig hatte, anderen ihr Glück und

Eigentum mißgönnte, der hat sich jetzt wahrlich schon satt gegessen, so viel in sich aufgenommen, daß er nichts mehr zu sich nehmen kann. — Ob ein Krug mit Nektar oder Galle gefüllt ist, wenn er eben voll ist, dann geht nichts mehr hinein, und wenn man es noch so gerne darinnen haben möchte. — Ebenso steht es mit jenen, welche jetzt schon vor Neid und Geiz überlaufen; denn diese haben sich die Fähigkeit verdorben, dort geboren zu werden, wo etwas Wünschenswertes zu besitzen ist. — Freilich hat man einen solchen mehr als glücklich zu heißen, der zu dem ererbten Reichtum auch noch die Fähigkeit besitzt, denselben nicht nur zu erhalten, sondern auch noch gerecht zu vermehren und mit dem Gewonnenen viel Gutes zu tun und edle Bestrebungen zu unterstützen. — Ebenso ist auch umgekehrt derjenige doppelt zu bedauern, der zu seinem ererbten Elend sich dieses erhält durch sein ausschweifendes und genußsüchtiges Wesen, durch Arbeitsscheu und Faulheit im Denken, dabei noch die Schamlosigkeit besitzt, andere, weil sie wohlhabender sind als er, zu beneiden, zu verleumden, zu beschimpfen oder auch gar zu verfluchen. — Insofern, lieber Freund, habe ich gesagt, daß der Mensch bei diesem Sterbensspiele nichts gewinne und nichts verliere; was rechtmäßig sein Eigen ist, das holt er sich bloß wieder. Was soll erst da von jenen gesagt werden, die das Gute bloß um des Guten willen tun und nicht etwa aus selbstischen Beweggründen? Was aber diejenigen ernten mögen, welche das Schlechte mit Absicht tun, aus Bosheit und Schadenfreude, die also erkennen, daß es schlecht ist: das magst du dir selber ausmalen, denn mir sind solche Früchte selbst zum Überdenken zu schlecht."

Die Wanderer erhoben sich wieder, um ihres Weges weiterzuziehen; die Bäche ergossen sich lachend in die Tiefen, wie sie alle Tage getan; und die Wesen des Saṁsāro eilen immerzu in rastlosem Sinnesbrande von Tod zu neuem Werden, von Geburt zum Sterben, von Gut zu Böse, von Vergnügen zu schmerzhaften Leiden, vom Bösen zum Guten — „wann werden sie einmal ruhen wollen?"

III. Wer viel Liebes hat, der hat viel Leides.

In Rangoon war das große Pagodenfest. Aus allen Teilen des Landes strömte Jung und Alt herbei, um an diesen Festtagen vor der alten Shwe Dagon,*) der goldenen Pagode, worin Haare des Buddha schon seit vielen Jahrhunderten aufbewahrt sind, dem großen Meister vor aller Welt die Verehrung darzubringen, was in Burma als ein großes Verdienst angesehen wird. Die drei großen, mit reich vergoldetem Schnitzwerk überdachten Aufgänge wimmelten geradezu von fremden Wallfahrern, und auch oben auf der Plattform war heute eine riesige Volksmenge zusammengekommen. Alles, was nur laufen konnte, Greise und Kinder, Männer und Frauen, wogten in ihren farbenschönen, bunten, orientalischen Gewändern hin und her. Es gab wohl kaum eines unter den Hunderten von Buddhabildern, vor dem nicht andächtige Männer und Frauen knieten, um hier den hohen Meister, den Buddha, zu verehren in heißem Danke für sein unendliches Mitleid und seiner Erlöserliebe zu gedenken. Viele Tausende von Kerzen wurden an allen Ecken und Enden angezündet, in deren Lichte sich die reich vergoldeten, grotesk geschnitzten Ornamente von Hunderten von Tempelchen spiegelten und mit dem vielen farbigen Spiegelbelag auf Säulen und glatten Wänden, den Ampeln und dem Blumenschmucke, im Verein mit den immer fröhlichen, angenehmen Burmesengesichtern einen Märchenzauber über diesen herrlichsten Punkt

---

[1]) Die Shwe Dagon (goldene Drachen-Pagode) dürfte wohl die älteste burmanische Pagode sein. In ihr sind sechs Haare des Buddha aufbewahrt, welche Reliquien der Meister kurz nach der Mahābodhi (vollkommenen Erleuchtung) auf Bitten zweier burmanischer Kaufleute, Tapusso und Bhalliko mit Namen, übergab, welche zur selben Zeit die ersten Laienanhänger des Erhabenen wurden. Als die beiden Freunde wieder in ihr heimatliches Dorf zurückkamen, errichteten sie über den Haaren ein kleines Grabdenkmal. Später, als die Zahl der Buddhisten in Burma zunahm, warfen letztere in religiösem Eifer drei kleinere Hügel zusammen, welche die ansehnliche Erhöhung bilden, auf der das jetzige Bauwerk ruht und den Namen Ti-Gomba (Drei-Hügel-Dagoba) erhielt. Später wurde dieser geradezu riesenhafte Koloß mit Gold überzogen, weshalb der Name „Shwe Dagon" entstanden ist. Gegenwärtig wird der ganze obere Teil mit sehr starken Platten echten Goldes beschraubt. Die Shwe Dagon ist nicht nur das höchste und interessanteste Bauwerk, sondern auch das größte Heiligtum Burmas.

Rangoons legten. Wo die kleinen Lichter nicht mehr hinreichten, da schien das Mondes silbernes Licht lachend hin, während ein leiser Windzug die metallenen Blätter und Glöckchen bewegte, welche an dem goldenen mächtigen „Ti“ hängen, einer Art Schirm, womit die mächtige Shwe Dagon gekrönt ist, so daß sie aneinanderschlugen und ihre silbernen Laute zauberhaft an die Ohren klangen. Während Hunderte unter den Menschenscharen aus lauter Herzenslust lachten, sich ihres Lebens freuten, standen andere entzückt und schweigend da, vor Staunen wie versteinert, als könnten sie die sich mit Gewalt aufdrängende Pracht nicht fassen, welche von allen Seiten her sich ihnen aufdrängte. Wieder andere schienen alles Gewoge um sich herum vergessen zu haben und knieten, in Andacht vertieft, vor diesem riesigsten Wahrzeichen Burmas. Alles war so echt, so natürlich, Andacht wie Lebensfreude floß so rein und ungetrübt vom Herzen, so zwanglos und selbstverständlich, wie es eben nur unschuldige Wesen von sich zu geben vermögen.

Unter dieser frohsinnigen Menge befand sich auch Moung-Shwe, ein etwa zwanzig Lebensjahre zählender Jüngling, welcher bis von Toungoo her gefahren war. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er bei diesem Feste in Rangoon war, und so kam es ihm vor, als ob ihm heute in diesem ungewöhnlichen Treiben alles neu wäre. Lange staunte er über alle die Pracht, bis es ihn von Innen heraus drängte, vor der großen Pagode niederzuknien. Ruhig sah er auf zu der höchsten, fingerdick mit Gold bepanzerten Spitze, zu der obersten Runde, wo, wie ihm früher einmal seine Mutter sagte, sich die Buddhahaare befinden, die Tapusso und Bhalliko, zwei burmesische Kaufleute, bereits vor 2500 Jahren von dem Buddha selber erhalten hatten. Dann rang es sich heiß aus ganzer Inbrunst des Herzens von seinen Lippen:

„Das ist der Erhabene, der Heilige, der vollkommen Erleuchtete, er ist von Weisheit und Tugend erfüllt, er ist der Willkommene, der Durchschauer der Welten, der Unvergleichliche, ist der Bezähmer der Ungebändigten, der Meister der Geister und Menschen, der Erleuchtete, der Erhabene.

„Wohlverkündet ist von dem Erhabenen die Wahrheit,

die unmittelbares Ergebnis, unmittelbare Früchte bringt, die einladende, die nach Nibbānaṁ führende, die nur Verständigen verständlich ist.

„In Heiligkeit wandeln die Jünger des Erhabenen, in Gerechtigkeit wandeln die Jünger des Erhabenen, auf dem rechten Pfade wandeln die Jünger des Erhabenen, in Pflichttreue wandeln die Jünger des Erhabenen, nämlich die vier Paare von Heiligen — oder die acht Klassen von heiligen Jüngern. — Und diese Jünger des Erhabenen sind würdig der Geschenke, würdig der Verehrung und sind der beste Boden, um Verdienst zu säen.[1])

„Zu dem Buddha nehme ich meine Zuflucht." — „Zu dem Dhammo nehme ich meine Zuflucht." — „Zu dem Sangho nehme ich meine Zuflucht."

Hiernach stand Moung Shwe auf und ging, schweigend und in sich gekehrt, voller Andacht mehrmals um die riesige Pagode, bis sich schließlich seine Augen in dem Volksgetümmel verloren.

Eben wollte er hinwegtreten auf einen weniger dicht bedrängten Platz, da wo der Kyaiktofelsen nachgebildet ist, als ein unwiderstehlicher Drang seine Augen nach rechts zu blicken zwang. — Ein vollwangiges Mädchen hielt ihre feurigen, tiefschwarzen Augen auf ihn gerichtet, welche jetzt wie Blitze in sein Herz drangen. Schweigend suchten seine Augen von oben nach unten, als wollten sie die ganze Gestalt dieser Lotusgleichen in sich aufnehmen. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, die Gesichtsfarbe wurde dunkler und der Pulsschlag schneller. Obwohl er sofort erkannte, daß dieses Mädchen, deren Brust sich impulsiv hob und senkte, ihn wohl lieben mußte, so konnte er doch nicht von der Stelle. — Das Mädchen machte der Spannung ein Ende. Schnell entschlossen kam sie heran und fragte unter Zittern: „Willst du mit mir etwas beiseite gehen? ich weiß, du hast mir etwas zu sagen."

Niemand der Umstehenden ahnte, was in diesen jungen Menschen vor sich ging. Schweigend gaben sie einander die

[1]) Dieser Text ist in buddhistischen Ländern Jung und Alt bekannt und bildet vielen den Eingangspunkt zur Vertiefung. Siehe „Einer-Buch (eka-nipāto) des Aṅguttara Nikāyo, übersetzt von Bhikkhu Nyāṇatiloka"; dort befindet sich auch der Text im Pāli.

glühenden Hände und gingen hinweg, als wären sie Bruder und Schwester, an einen stilleren, weniger dicht bestandenen Platz der Plattform. — Die Blicke trafen sich wieder.

„Ich liebe dich," stammelte Moung Shwe hervor. „Ich weiß es, daß du mich lieb hast, auch ich liebe dich," gab das Mädchen zurück. „Wann willst du mich heimführen?" fragte sie weiter. „Ich weiß es noch nicht," gab er zurück. Ohne mehr zu denken wo sie waren, drückten sie sich die Hände und besiegelten ihre Liebe mit einem heißen Kusse; sie konnten ja nicht anders. Dann gingen sie freudig noch etwas miteinander in der Nähe der Pagode auf und ab und gelobten sich einander treu zu bleiben, wie alle Verliebten, bis das Mädchen wieder fragte: „Wie heißt du denn eigentlich?"

„Moung Shwe ist mein Name und der deine?"

„Ma Tu werde ich genannt. Und wo bist du zu Hause?"

„Bei Toungoo leben meine Eltern. Und deine?"

„In Pegu, nahe an der großen goldenen Pagode ist ihre Hütte. Hast du denn schon Pungyi[1]) gemacht, warst du lange dabei?"

„Nein, das nicht, aber ich kann es ja bald nachholen."

„Nun dann ist es aber Zeit, sonst wüßte ich nicht, ob ich mit dir gehen könnte." — Als sie sich noch gegenseitig über dieses und jenes befragt hatten, bat das Mädchen ihren Liebhaber mitzugehen zu ihren Verwandten, welche zu Kimmendein, einem Vororte wohnten, wo er gewiß mit übernachten könne. Dort angekommen, teilten sie auch sogleich mit, daß sie sich an der Pagode gefunden, lieb gewonnen und sogleich Treue versprochen hätten.

Den nächsten Tag mußte Moung Shwe wieder zurück in seine

[1]) Unter Pungyi wird eigentlich ein Bhikkhu mit mehreren Ordensjahren verstanden. Doch wird diese Bezeichnung auch verschiedentlich gebraucht, wenn der junge Burmese nach Landessitte längere Zeit im Kloster verbringt, während er das gelbe Gewand trägt und sich den strengen Asketengelübden unterzieht. Dieses „für einige Zeit sich als Bettelmönch beweisen" ist die Taufe in Burma, ohne dessen Erfüllung manches arme Mädchen die Hand eines selbst sehr reichen Mannes nicht annehmen würde. Wer eben nicht „Pungyi" war, der gilt nicht als Mann; er hat ja den Beweis seiner Männlichkeit nicht erbracht. So spricht die Burmesensitte.

Heimat, wo Arbeit seiner wartete. Dort angekommen, wünschte er sogleich Pungyi zu werden.

„Warum denn so eilig auf einmal?" fragte forschend seine einige Jahre jüngere Schwester Ma Mya. Und so mußte denn auch bald unser Schwerenöter gestehen, daß er sich auf der Plattform der Shwe Dagon verliebt hätte. Erst brachen alle in ein herzhaftes Lachen aus, „also wallfahren geht er und verliebt sich dabei; du bist aber ein sonderbarer Heiliger," hänselten sie. Doch als der sehr begüterte Vater von der armen Braut hörte, da war es ihm doch nicht mehr so ganz recht. Erst als unser Held erklärte, daß er zwar auf das Erbteil verzichten könne, nicht aber auf den Besitz des Mädchens, da trat die Mutter dazwischen und sagte, daß es für ein armes Mädchen eine große Wohltat sei, auch einmal bessere Zeiten zu sehen. „Er hat ja mit ihr auf der Pagode sich zusammen gefunden, das muß gewiß ein gutes Zeichen sein," setzte sie mit Bekräftigung hinzu, und so gab schließlich auch der Vater nach. Bald schickten also Mutter und Schwester sich an, für das Pungyi die Robe zu machen, und in kurzer Zeit hatte Moung Shwe nach der Landessitte die Probe abzulegen und, um sich als Mann zu erweisen, einige Wochen als gelbgekleideter Mönch sich die Nahrung zu erbetteln und diese Zeit unter den strengen Verpflichtungen eines Novizen im Kloster zu wohnen. Er mußte in dieser Zeit mit der Bettelschale jeden Morgen durch sein Heimatdorf wandern und auch oftmals vor dem Hause seines Vaters stehen, bis ihm dieser oder Mutter und Schwester etwas Speise in die Schale taten und sich hernach vor ihm verbeugten. Eines Tages ließen seine Eltern seine Braut kommen, und so konnte auch Ma Tu ihm Nahrung reichen. Obwohl sich Moung Shwe immer zwang, die Augen tief niederzuschlagen, wenn er bettelnd vor seinem Elternhause stand, so öffneten sich diesmal diese doch wie von einem Magnete angezogen, und wenig mehr hätte gefehlt, so wäre ihm die Schale zu Boden gefallen, als er in die Augen seiner Liebsten blickte. Nun hieß es, sich selbst beweisen, daß er ein Mann sei. Das tat er denn auch und zwang sich, ruhig seines Weges zu gehen, als ob garnichts vorgefallen sei. — Vor und nach der Pungyizeit gaben seine Eltern große Einladungen und Geschenke an viele Mönche,

und nun konnte er die junge, erst achtzehnjährige Braut heimführen. An der Dorfpagode wurde in Gegenwart der Eltern und naher Verwandter sowie des Dorfschulzen gegenseitig Treue gelobt. Damit war der zwanzigjährige Moung Shwe verheiratet und lebte mit seiner Frau im Hause seiner Eltern, wie früher auch, als wäre nur eine Schwester mehr dazugekommen. Am ersten Tage, noch an der Pagode, nahm ihm seine Frau ein Versprechen ab. „Wenn wir glücklich bleiben wollen, und du mich lieb hast," sagte sie, „dann halten wir an den Mondvierteln die Brahmacārigelübde. Willst du mir das versprechen?" Was sollte er anders tun? Am ersten Tage konnte er doch nicht widersprechen, und er gab sein Versprechen — nicht zum Unglück. — Je mehr sie sich nun kennen lernten, umso mehr liebten sie sich. Beide hatten einen goldenen Charakter, und so wurden die Bande immer stärker und fester. Jahre vergingen in holder Eintracht. Gar bald wurde der Hauptteil der Geschäfte den Eltern abgenommen, und so oft Moung Shwe, welcher oftmals geschäftlich auswärts zu tun hatte, nach Hause kam, traf er frohe Gesichter. Er gewann gute zuverlässige Freunde, sein Wohlstand wuchs von Jahr zu Jahr, und auch seine Frau beschenkte ihn unterdessen mit zwei zarten Kindern, einem blühenden, kraftstrotzenden Knaben und einem reizenden Mädchen.

Die Schwester Ma E Mya heiratete aber nicht, sondern widmete alle ihre freie Zeit, — das heißt, nahezu den ganzen Tag — dem Studium der heiligen Buddhasprache (Pāli), und drang so mit großem Interesse immer tiefer in die Lehre des größten Meisters ein, den unser Zeitalter kennt. Fromme Asketinnen,[1]) welche sehr gelehrt waren und in dürftigen Holzhütten in einem nahen Walde wohnten, waren ihre Lehrerinnen.

---

[1]) Obwohl der eigentliche weibliche Nonnenorden der Bhikkhunī nicht mehr besteht, so finden sich dennoch in buddhistischen Ländern viele Asketinnen, welche sich tagtäglich ihre Nahrung erbetteln, entweder orange oder dunkelbraune Kleidung (ähnlich den Bhikkhus) tragen und in sehr strenger Selbstzucht leben. Viele unter ihnen verbringen in Dschungeln oder Wäldern an entlegenen und einsamen Stellen ihr ganzes Leben. In Burma gibt es ganze Klöster, welche mitunter mehrere Hundert von solchen weiblichen Asketinnen zählen, oft mit sehr gelehrten Nonnen darunter.

Oftmals brachte sie selbst ganze Wochen unter ihnen zu, bis es ihr hoher Verstand und die natürliche Auffassungsgabe nicht länger mehr zuließen im Weltgetümmel zu verbleiben. Zu tief war sie bereits in die Lehren von der veränderlichen, wesenlosen und leidvollen Beschaffenheit aller Dinge eingedrungen, sodaß ihr nur noch ein Wunsch übrig blieb, nämlich aller Welt für immer zu entsagen und zeitlebens ein armes, entbehrungsvolles Asketenleben zu führen.

Unter Tränenströmen schnitt ihr die liebe Mutter die tiefschwarze Haarfülle ab, um ihr danach den Kopf kahl zu rasieren, und überreichte ihr dann ein fahlgelbes Asketengewand, worin sich die Schwester sogleich freudestrahlend einkleidete. Darauf ging sie, von allen Familienmitgliedern begleitet, zum Mönchskloster, wo sie vor dem Thero versprach, durch ihr ganzes Leben hindurch die zehn Asketengebote einhalten zu wollen und in freiwilliger Armut und Reinheit zu leben. Alle Anwesenden waren tief ergriffen und begleiteten Ma E Mya noch zu der neuen Hütte im Walde, die ihr der Bruder hatte als Einsiedlerin errichten lassen. Dort konnte sie in Ruhe, unbeirrt vom weltlichen häuslichen Treiben, noch tiefer in die Lehre des Tathagato eindringen und, wie nur der Mönch es vermag, die Vertiefungen pflegen.

Dadurch wurde das Familienleben im Hause Moung Shwes immer religiöser. Mehr als sonst holte man die Lehrbücher hervor und vertiefte sich in dieselben. Fleisch zu essen gab man ganz auf, da man solches als eine Unterstützung des Mordes ansah und es das Gewissen nicht zuließ. Alkohol kannte Moung Shwe nach guter Burmesensitte von Jugend auf nicht, wonach auch infolge seines Zusammenlebens mit Ma Tu E, schon um die buddhistischen fünf Gebote nicht zu brechen, es ihn nie verlangte. Beide lebten einfach, und obwohl sie noch reichlich für ihre Kinder vorgesorgt hatten, so konnten sie dennoch ein Drittel des großen Einkommens für religiöse oder wohltätige Zwecke ausgeben und waren dabei glücklich und zufrieden.

Moung Shwe hatte in der Stadt einen Jugendfreund namens Ba Ton. Mit diesem hatte er im Dorfkloster seine Jugend verbracht, und seitdem blieb ihre Freundschaft ungestört die alte. Als Ma Mya der Welt entsagte, wurde auch Ba Ton, der oftmals

an ihren Studien mit teilnahm, und über den sie einen großen Einfluß besaß, von einer Unruhe erfaßt und fühlte sich dazu getrieben, in die Meisterlehre noch tieferen Einblick zu tun. Kaum mehr schlafen konnte er, so schwer wurde es ihm, verheiratet zu sein bei der immer klarer werdenden Erkenntnis eines Besseren, obwohl seine Frau mit ihm das beste und glücklichste Familienleben führte. Die inneren Kämpfe wurden immer unerbittlicher. Sein Gemüt schwankte: ‚soll ich nach der Lehre des Buddha in das weltfremde Asketenleben hinausziehen oder noch weiter das Glück eigenen Herdes genießen?‘ Seine Frau und den Knaben, den er hate, liebte er zwar abgöttisch, doch seine Erkenntnis war stärker selbst als der Zauber der edlen Liebe zu seinen Angehörigen, und nach schwerem Ringen brachte er es übers Herz, auch seinem Liebsten zu entsagen. An diesem Tage kam Ba Ton mit Frau und Kind zu seinem Freunde Moung Shwe.

„Ach Freund, liebster Freund,“ brachte er stammelnd unter innerster Erregung hervor, „ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr länger sein in dieser Leidenswelt! Zu entfliehen allem Gebundensein verlangt meine Erkenntnis, und dennoch tut mir der Gedanke so weh und verfolgt mich Tag und Nacht, daß ich unrecht tun möchte, wenn ich jetzt hinwegziehe und meine gute Frau, die ich so ungemein zu schätzen und achten gelernt habe, mit meinem Söhnchen zurücklasse. Wie schwer es mir ist, Vater zu sein und den lieben Knaben verwaist zurücklassen zu müssen, weiß ja niemand. Gib mir einen Rat, Freund! Ist es ein Unrecht von mir, wenn ich Frau und Kind verlasse, um dem eigenen Leiden entrinnen zu können?“

„Ich weiß es nicht, lieber Ba Ton,“ entgegnete Moung Shwe, „doch werden wir gut daran tun, zu dem Sarado (Weiser) zu gehen. Der wird es wissen. Komm, gehen wir zu ihm. Das Kind kann bei meinen Eltern im Hause zurückbleiben. Dein Zustand muß entschieden werden. So kann das nicht mehr weiter gehen.“ Zu vieren — Moung-Shwe und Ba Ton mit ihren Frauen Ma Tu E und Ma Hla — gingen sie zum Dorfkloster, um den greisen Thero die Entscheidung treffen zu lassen. Dort angekommen, begrüßten sie diesen schweigend und setzten sich vor ihm auf den Boden. Nach Austausch einiger freund-

licher Worte trug Moung Shwe die Sache vor und ersuchte um einen entscheidenden Rat. Nachdem der alte Mönch prüfend eine Weile Ba Ton angesehen hatte, sprach er:

„Lieber Freund, diese Sache habe nicht ich zu entscheiden. Zu diesem schweren Schritte nämlich kann ich weder zuraten noch abraten. Er entscheidet sich im eigenen Herzen, ja ist schon längst entschieden. Zwei Fälle gibt es, wo ein Familienvater hinausziehen mag in das Asketenleben. In dem einen Falle zieht er hinweg aus unreinen Motiven, vielleicht weil ihm die Familienbande zuwider sind, weil er gerne getrennt sein möchte von den Pflichten, die er sich selber geschaffen hat, ohne also selber ein heiliges Ziel zu haben: diese Handlung ist tadelnswert. In dem anderen Falle hat einer zwar auch selbstverschuldete Familienbande, aber eine höhere Erkenntnis wird in ihm wach, ergreift ihn mit Allgewalt, und nicht mehr vermag ein solcher das eigene Leben und das selbstische Lieben zu begehren. Nur das Weltferne kann mehr seine Zuflucht sein. Wenn ein solch erkennender Kämpfer die Familienbande unbeachtet dessen, was da kommen mag an Ungemach, ehrlichen Strebens abwirft, dann tut er recht daran. Denn der wahre Asket ist für die Welt gestorben, nimmt nicht mehr teil an ihr. Auf solch einen Asketen haben Frau und Kind kein Anrecht mehr." Die Frau Ba Tons weinte.

„Warum weinst du?" sagte der Sarado. „Nicht wahr, liebe Schwester, du fühlst es, dein Gatte ist nicht mehr ein Gatte, er ist zu ehrlich gegen sich selbst? Doch sage mir, gib Antwort auf meine Frage: hast du nicht zuvor gewußt, ehe du mit Ba Ton dich verbunden hattest, daß einer von euch beiden zuerst sterben muß?"

„Ja, das wußte ich," gab Ma Hla zurück.

„Hast du dabei nicht überlegt, daß dir in der Blüte der Jahre vielleicht mit noch mehreren und lieben Kindern der Gatte durch den Tod plötzlich entrissen werden könnte?"

„Daran, Verehrter, dachte ich nie."

„Schade, daß du nicht daran dachtest, denn dann wäre dir nicht so viel Liebes, nicht so viel Leidvolles zu teil geworden. Es muß dir wohl schwer sein, liebe Schwester. Für dich sind wahrlich meine Worte ein harter Stoß. Doch wenn du wüßtest,

welch unendlichen Segen, welch hohen Gewinn es bringt, freiwillig den Gatten, den Sohn, den Angehörigen wegzulassen, wenn ein solcher das letzte, das einzig wahre Ziel zu erstreben sucht, und ihn bei seinem Überwindungsgange nicht aufzuhalten, gerne noch in Liebe seiner zu gedenken, wenn er hinwegzieht in die Heimatlosigkeit, — wenn du das schon zu fassen vermöchtest, dann würdest du nicht mehr vor Schmerz sondern vor Freude heiße Tränen weinen. Dein Gatte ist ehrlich, ich sehe es ihm an. Es ist ihm heiliger Ernst mit der Askese. Sein Überwinden wird für deine und deines Kindes Rettung von Segen sein. Darum trauere nicht länger! Schon in dem Momente nämlich, wo du ihm aus innerstem Herzen, aus lauterer Liebe — weil es eben für sein eigenes Heil ist — zu entsagen vermagst, in diesem Momente, sage ich dir, da hat auch für dich bereits das auf ein höheres Ziel gerichtete Wirken eingesetzt, und du hast mehr inneren Lohn empfangen, als du in deinem weltlichen Leben zu erhoffen gehabt hättest. — Willst du seiner freiwillig aus Liebe entsagen?"

„Ja, ich will es, Ehrwürdiger! Ich will ihm entsagen," entgegenete Ma Hla beruhigten Tones.

„Nun, lieber Freund," wandte sich der Thero an Ba Ton. „Gedenke du oftmals als Asket deiner edlen Gattin und deines lieben Knaben. Strebe fortan ihnen zum Segen. Denn was du dir selber in heißem, innerem Kampfe erwirbst, das wird auch seine Schatten bis zu denjenigen werfen, die du jetzt verlassen willst."

Moung Shwe trat mit seiner Frau etwas bei Seite. „Ist es dir recht, Liebste, wenn ich sie zu mir nehme?" sprach er zu Ma Tu.

„Ja, nimm sie zu dir aus Freundschaft zu deinem Kameraden. Und wenn du willst, meinetwegen auch aus Liebe. Sie ist deiner Liebe wert. Ihr Sohn soll auch der deine sein. Ich will beide lieben, wie eine Schwester es nur vermag," gab Ma Tu zurück.

„Tue es nur, Herzlieb, und gehe zu ihr, während ich mit ihm darüber sprechen werde," so sprach Moung Shwe.

Dann trat er zu seinem Jugendfreunde. „Lieber Ba Ton, verzeihe, mit dir habe ich nun etwas zu sprechen. Schenke mir etwas Geduld."

„Und was soll es sein, lieber Freund?“ sprach Ba Ton.

„Meine Frau und ich haben beschlossen, deine Frau und deinen Knaben zu uns in unsere Familie zu nehmen. Du kannst daher unbesorgt sein. Wenn es dir recht ist, dann nehme ich Ma Hla, deine Frau, zu mir sowie deinen Sohn, als wäre er mein eigener.“

„Lieber Moung Shwe, tue hier wie du für recht findest; ich kann nichts dagegen haben. Wenn du auch nicht mit mir in dem Orden deine Rettung suchst, so bist du mir doch mehr als ein bloßer Freund.“ — Dann reichten beide sich gegenseitig die Hände und sahen sich nochmals lange in die Augen, wie sie es als Klosterjungen im Scherze oftmals getan, jetzt aber mit ganzer Innigkeit, mit vollem Ernste.

„So, nun gehe unbesorgt hin, o Freund, ich weiß es ja, daß du recht tust, wenn auch ich es noch nicht vermag, der Welt wie dem Glücke meiner Ehe zu entsagen, alle Bedenken und Ideale zu überwinden und meine Selbstheit im heiligen Streben zu verneinen.“

„Und möchtest auch du glücklich sein für immer! Dich werde ich nicht vergessen. Wenn du den Pflichten eines guten Laien immer nachkommst und dein Hausleben nach der Lehre des Meisters einrichtest, dann wird es auch mit dir nicht gefehlt sein; sagt doch der Erhabene: zwei Lebensläufe, o Mönche, sind schwer zu erfüllen: der des heimatlosen Asketen und der des freigebigen Laienanhängers.“ Tränen perlten beiden aus den Augen, als sie die Hände auseinander lösten.

Unterdessen war auch Ma Tu E zu ihrer neuen Schwester hingetreten. „Liebe Schwester,“ sagte sie, „sei nicht traurig, alles wird wieder gut werden. Komme mit zu uns, da findest du ein neues Heim. Moung Shwe will deinem Kinde ein neuer Vater sein. Liebe ihn, wie ich ihn liebe, und sieh in mir deine Schwester. Willst du dich freuen mit uns, dann komme mit. Bei uns findest du ein neues Heim.“

„Ja, ich will,“ mehr konnte sie nicht erwidern.

Jetzt ging Ma Hla hin zu ihrem früheren Gatten und bat ihn, mit der Ordination noch so lange warten zu wollen, bis sie selber ihm das Mönchsgewand genäht hätte. Selbst der Thero hatte nichts gegen diesen Wunsch, und so wurde denn auch

von Ba Ton zugestimmt. Während der neue Asket gleich als Brahmacārī im Kloster zurückblieb, kehrte Moung Shwe mit seinen beiden Frauen nach Hause zurück. Als seine Eltern den ganzen Vorfall gehört hatten, hießen sie freudigst Ma Hla als neue Tochter willkommen. Der kleine Moung Po, ihr Söhnchen, wurde sogleich wie ein Kind des Hauses betrachtet und fühlte sich in seiner neuen Umgebung sichtlich zufrieden. Er war gar bald im Spiele mit den eigenen Kindern Moung Shwes so glückselig, als wären es seine wirklichen Geschwister.

Sogleich wurde Stoff eingekauft, und die Frauen nähten mit Sorgfalt und Geschick an dem Mönchsgewande, um dieses recht bald fertig zu bringen. Nachdem Ba Ton ordiniert war, verschwand er bald aus dem Dorfe, und nie mehr wieder konnte jemand erfahren, in welcher Gegend Vimalo — so war sein neuer Name — verweilen mochte. Spurlos war er verschwunden, um sich vollkommen zu befreien und neue Fesseln nicht mehr anzulegen.

Kurze Zeit schon nach diesem Vorfalle gingen alle Familienmitglieder und einige Angesehene des Dorfes zu der Pagode, auf deren Plattform Moung Shwe und Ma Hla sich versprochen hatten, miteinander in Eintracht und Liebe zu leben. So war denn Moung Shwe noch eine zweite Frau angetraut, und das Glück wurde immer größer im Hause, Vater und Mutter hatten ein frohes und sorgenfreies Alter, die beiden Frauen vertrugen sich und nahmen sich gegenseitig die Arbeiten ab. Was schadete es, wenn sie in ihrem Übermut manche Tollheit machten. Es erhöhte ja nur die herzliche Freude und brachte noch mehr Leben in die Familie als es gewöhnlich der Fall war. Die Felder trugen reiche Ernten, und der Reishandel wurde immer größer und einträglicher, sodaß Moung Shwe kaum mehr mit einem Reismühlenwerke zurechtkommen konnte. Am meisten beglückt war er aber, wenn er so einträchtig seine Frauen in edlen Bestrebungen antraf oder seine Kinder beobachtete, wie diese schon am frühen Morgen aus Herzenslust vorüberziehenden Asketen, welche bettelnd an den Hauseingang traten, die Schalen mit Nahrung füllten, darunter manches Gemüse sich befand, dessen Kraut die Kinder selbst gesammelt hatten, oder ein seltener Bissen, den sie sich selber vorenthielten, um

ihn unbemerkt verschenken zu können. Er freute sich über den sich so gut entwickelnden Charakter des Geben- und Lassenkönnens und sah schon im Geiste in seinen Kindern frohe Menschen, welche sich durch ihre ganze Lebensbahn freuen können, weil sie mit solcher Veranlagung und solchem Tun keinen Grund zu Trübsinn und Kummer haben können. Es vergingen noch einige Jahre solch ungetrübten Familienglückes. Aber jetzt sollte auch für ihn die Zeit kommen, die Kehrseite des Lebens zu verspüren, die wirkliche Seite, die von dem Kerne des Lebens spricht und nicht bloß von vorübergehendem Glücke.

In Mandale hatte einst Moung Shwe geschäftlich zu tun und dachte schon daran, was er wohl für Geschenke einem jeden mitbringen sollte, als plötzlich ein Telegramm eintraf. „Komme schnell, lasse alles liegen, ein Unglück," so lautete es.

Alle möglichen Gedanken wurden wach, was wohl passiert sein könnte. — Von der Eisenbahn sah er Rauch in die Lüfte aufsteigen. „Also abgebrannt," dachte er, „das wäre noch nicht das Schlimmste." Ein zweiter Gedanke: „Wenn nur das schon alles wäre!" — „Was soll es sonst sein?" „Nein, es ist nicht möglich. Geht hinweg, ihr Wahngedanken! Was wollt ihr mit mir? Bloße Phantasien sind es, die mich beängstigen. Was da viel den Kopf zerbrechen!" Dann wieder: „So ein bischen Feuer, damit ist nicht alles verloren — aber die Lebenden, die Kinder?" — Diese letzten Gedanken, konnte er nicht loswerden. Wild jagten sie ihm immer und immer wieder durch den Kopf. Und die Ahnungen wurden immer lebendiger und drückender. An der Station angelangt sprang er schnell aus dem Wagen, und so gut er nur konnte, eilte er keuchend nach Hause, um baldmöglichst die immer grausiger werdenden Ahnungen loszuwerden, indem er gar oftmals „die Kinder, die Eltern, die Frauen," oder „Gewißheit, Gewißheit!" hervorstammelte. So, jetzt nur noch ein paar Sprünge, und es ist erreicht. Die ganzen Gebäude sah er bereits abgebrannt.

Ein innerer Impuls trieb ihn, ohne daß er fragte oder hörte, mit stürmischer Eile zu einem Platze, wo sich eine Menge Volkes angesammelt hatte. Die bestürzten Gesichter, die ihm entgegenstarrten, gaben ihm die Gewißheit, daß seine Ahnungen

nicht so unbegründet sein könnten. Freunde traten ihm entgegen und wollten ihn aufhalten. Aber er entwand sich deren Armen und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Er wollte sehen, was es war, wollte die Angst los sein, und wenn die Wirklichkeit noch so hart sein sollte. Noch einen Schritt! Und — er stand vor den Leichen seiner ersten Frau und seiner eigenen Kinder.

Etwas Furchtbares schien in ihm vorzugehen. Stier blickte er auf die nahezu unkenntlich verbrannten Leichen. Die Augen wollten aus den Höhlungen heraustreten, die Stimme versagte zum Schreien, die ganze Natur war im Momente gebrochen.

„Ist das das Leben? — Wo seid ihr hin, ihr Lieben? Wer seid ihr?" — waren die einzigen Worte, die er hervorzubringen vermochte. Das Denken versagte, die Augen gingen über, und er sank zusammen vor innerem Schmerze. Nur ein Gedanke war noch wach — „Leiden — Leiden, das ist der Kern des Daseins — und immer wieder nichts als Leiden." Als er wieder zum Bewußtsein gekommen war, da war alles vorbei.

Eine innere Ruhe war ihm geworden. Er hatte ja das Leiden gesehen, hatte es erkannt und verstanden. Nein Leben, du bist es nicht wert, daß du erwünscht wirst. Selbst was du an Liebem hast, das ist nicht ohne Schmerz gegeben. Nichts war ihm jetzt klarer, als daß das Lieben die Wurzel alles Leidens ist. Hier, zu seinen Füßen lag grausam zertreten sein ganzes Familienglück, seine ganze Hoffnung, sein Stolz, sein Alles. Das Weib, das er liebte wie sein eigenes Wesen, das er in stürmischer Liebeslust an sich gepreßt hatte, das kein böses Wort mit ihm gewechselt, stets in Treue ihm gedient, kein Arg und Falsch zu ihm gekannt hatte, da lag sie nun, ein Balkensplitter durch ihre Brust gestoßen, verbrannt und halb verkohlt! — Hier die reizenden Kinder, das zarte Mädchen, das er so oft herzte, das so silberhell lachen konnte, in dessen unschuldig reinem Herzen kein Makel war; der Knabe, mit seinen scharfen, feurigen Augen, seiner festen Stimme, seinem Knabenübermut, seinem lebendigen Wesen, dessen ganze Erscheinung auf den ersten Blick den echten Sohn seines Vaters verriet.

„Ach, schauerliche Welt, furchtbares Gesetz der Natur: was einem lieb ist, davon muß man sich trennen. Mit Unerwünschtem vereint zu bleiben, wahrhaftig, das ist Leiden!"

Starr blickte Moung Shwe noch immer auf die Leichen, als eine Hand auf seine Schulter klopfte. „Was schaust du so, Bruder?“ fragte mit warmer Teilnahme eine sichere und ernste Stimme. „Schau dir es recht an, dieses Bild zerrissener Körper: diese Leichen, die früher freudetoll und begehrlich waren, ohne Halt und Fortbestehen. Hätten nicht vorzeitig ihrem Dasein diese Brandgluten ein Ziel gesetzt, dann würden diese Krankheitsnester in späteren Jahren vom Alter verzehrt zusammenbrechen müssen, und wie auch jetzt deren faule Masse zerfällt, Vergehen würde ihre Bestimmung sein. Hier an diesen Körpern blühte dir Lust auf, durch sie empfindest du nun Leiden. Überwinde alle Lust, und dein Leiden wird verwelken. Dein Sinnenleben hat dich getäuscht: Freude glaubtest du zu genießen, und bitteren Schmerz ließ es dich ernten. Entsage der Sinneslust, du entsagst nur dem Leide. Hier, siehe recht, hier mußt du lernen. Das ist ein Hauptkapitel aus dem Buche des Lebens. Was wird, muß wieder vergehen, lehrte der Meister. Wenn du solches verstehen kannst, dann hast du Religion gefunden.“

„Ja, liebe Schwester, ich verstehe es, das ist die Religion, das ist die Wahrheit des Lebens. Wahrhaftig, wer diese nie erfaßt hat, der besitzt noch keine Religion, denn Religion ist mehr als bloße leere Worte.“

„Und hast du sie bekommen, ist dir Religion geworden?“

„Liebe, gute Ma E Mya, ich habe Religion, ich weiß es, spüre solches in meinem ganzen Wesen. Ich weiß nun, was das Leben ist.“

„Und ist es nicht recht so?“

„Wie sollte es anders sein! Ich erkenne es, wenn nicht alles vergehen könnte, was geworden ist, gäbe es gar keine Rettung.“

„Dann freue dich nur, lieber Moung Shwe, daß alle Dinge vergehen dürfen, daß dem so ist. Dein Schlag war nur ein kleines Beispiel vom Weltschicksal. Darum gehe an der Welt vorüber, als ob sie nichts wäre. Wenn dem nicht so wäre, Bruder, daß nämlich alles, was existiert, wieder vergehen müßte, dann wäre es noch entsetzlicher. — Die Wesen würden verzweifeln und könnten nie vergehen. — Komm, lieber Bruder, und lasse diese Leichen liegen. Schon oft hast du solches erlebt in den

unabsehbaren Zeiten, die als eine anfangslose Unendlichkeit hinter uns liegen. Lasse die Toten! Komme mit, die Lebenden zu retten vor einer endlosen Ewigkeit, vor blindem Wahne, dort Glück zu suchen, wo der Tod der Herrscher ist, Leiden die Königin, wo nichts als brennende Lebensprozesse vom Wahne eines Ichs bald vor Schmerzen, bald vor Freude schreien, wo der Wahn so finster ist, daß all das Todesfutter in der Illusion einer Selbstheit befangen lebt, obwohl ein jedes Wesen tagtäglich, ja bei jedem Atemzug, den es selber nicht mehr zurückerlangen kann, bei jedem geringsten Körperteil, und sei es eine winzige Zelle, jeder leisesten Empfindung, Wahrnehmung oder Unterscheidung, bei jedem Bewußtseinsmomente, wenn diese Erscheinungen vorübergegangen sind, nicht mehr sagen kann: ‚Liebe Zelle oder angenehmes Bewußtseinsmoment kehre zurück zu mir!' alles nur vorüber gehen lassen muß — ob es will oder nicht. Komme Bruder, komme mit mir, andere zu retten aus den Banden des fortwährenden Werdens! Denn es ist nichts als ewiges Sterben."

Schweigend standen alle Anwesenden da, als sie solches hörten und die beiden sich von den Leichen mit erhabener Ruhe abwandten, als wären diese niemals die Leiber ihrer nächsten Blutsverwandten gewesen. Während des Hinweggehens sagte Moung Shwe: „Wahrhaftig, Schwester, du hast dir nichts Liebes gewünscht, du hast der Lust entsagt, noch ehe sie Wurzeln schlug, du hast dafür auch nichts zu leiden bekommen."

„Wohl, Bruder, ist das so. Aber bedenke, daß ich nicht der Lust entsagt hätte, wäre mir nicht des Buddha Lehre zuteil geworden. Strebe daher auch du, sie ganz zu erfassen, um ganz frei zu werden vom Leiden. Nun komme mit hier herein. Hier sind unsere Eltern und deine zweite Frau mit dem Stiefsohn."

„Meine Frau?" sagte erstaunt Moung Shwe. „Ach ja, ich bin ja noch verheiratet." Bald wäre er vor der Wahrnehmung, noch etwas Liebes zu besitzen, ebenso erschrocken, wie bei dem Anblick der Leiche der ersten Gattin. — Schier untröstlich vor Schmerz waren alle auf den Boden gekauert und weinten und klagten.

„Was weint ihr?" fragte Ma E Mya. „Wie viel Liebes ruht nicht schon in der Erde!"

Alle blickten auf. Ganz besonders aber schraken alle zusammen, als sie Moung Shwe bemerkten, um sich hernach nur noch mehr zu verwundern.

„Was staunt ihr so?“ fragte er. „Weißt du es denn noch nicht?“ gab sein Weib zurück.

„Ja, ich weiß es, ich habe es gesehen mit eigenen Augen“, sagte Moung Shwe ohne irgend welche Erregung zu zeigen.

„Und du kannst dabei ruhig sein? Ist das möglich?“

„Ich kann nicht mehr weinen, Liebste, ich habe es gesehen und erkannt. Das Leiden sah ich, die Frucht des Lebens, den Tod, unsere Bestimmung und keine Ma Tu E. Leichen sah ich, die ich früher herzte und mein Eigen nannte — aus Wahn! Die eiserne Notwendigkeit der steten Veränderung alles Seienden zeigte mir meine eigene Wesenlosigkeit, indem sie mir das Liebste entriß, mich merken ließ, wie wenig mir gehört, wie uneigen alles Lebende ist. Was vergänglich ist, lohnt nicht der Liebe, nicht der Freude, nicht der Zuneigung. Warum daran haften? Ich habe es erfaßt, des Lebens Rätsel, da gibt es kein Weinen mehr. Was will ich mehr von dem Leben? Hat es mir nicht sein Wesen gezeigt? Soll ich weinen und klagen, weil ich Erkenntnis gewann? Soll ich traurig sein, weil mir Liebes vergangen ist? Soll ich außer mich geraten, wo es nichts mehr zu ändern gibt? Nein, ich kann nicht mehr weinen, kann nicht mehr klagen, das Leben ist zu ernst. Es ist zu hart, mit unnützem Gejammer sich darüber das Wirkliche — die Wahrheit — das Leiden vergessen zu machen, sich darüber hinwegtäuschen zu wollen.“

Ma Hla blickte ihm starr in die Augen. Dann leuchteten die ihrigen auf, und „o Liebster,“ sprach sie ernst, „ich sehe es aus deinem Angesichte, du hast dich verraten, du gehörst nicht mehr unter die Weltmenschen, dein Weg geht meinem ersten Gatten nach. Auch dir würde ich nur mehr lästige Qual sein, ich gebe dich frei, verzichte auf deine Liebe.“ — Dann hielt sie die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

„Weine nicht, Teure,“ sprach Ma E Mya liebevoll zu ihr. „Komme mit mir, genieße den Frieden des Waldes, dort, wo es keine Männer mehr zu lieben gibt. Dort wirst auch du Frieden finden. Dort zwinge mit Gewalt deinen Willen zur Reinheit

der Entsagung, dann bekommst du von selber den Körper in deine Gewalt."

„Ja, Verehrte, ich will mit dir ziehen, nicht noch einmal will ich leiden wollen um der Freude, um des Leidens willen."

„Recht so, teure Schwester, und du Vater und du liebe Mutter," sprach Ma E Mya besorgt, „wollt ihr nicht noch in eurem Alter euch ganz und gar der Lehre des Erhabenen widmen?"

„Liebe Tochter," sagte der Vater, „wir beide haben es uns versprochen. Wenn wir auch eines dem anderen zur Hilfe bei einander bleiben wollen, so wollen wir doch abseits vom Weltengetriebe in einem lauteren Leben unsere Zuflucht suchen." — „Und wenn du es dir angelegen sein lassen willst," fügte die Mutter hinzu, „dann würden wir wünschen, von dir in der Buddhalehre unterwiesen zu werden."

Ma E Mya strahlte über das ganze Gesicht. „Ach Freunde, meines Herzens Wonne, welch ein Glück, welch ein Segen," sagte sie laut. „Vater und Mutter, Bruder und noch eine weitere Schwester, — alle vereint in dem einen Entschlusse, derWelt zu entsagen, nach Höherem zu streben, die Reinheit zu lieben, der Armut zu leben. Ach, welch ein Glück, welch ein Glück! Die Bande weltlicher Lust lösen sich auf immer, der Frieden naht, der Lebensbrand erlischt, der Wahn verweht. Wo kein „Ich" mehr ist, da gibt es auch kein Leiden."

Die Leichen wurden dem Feuer übergeben, alle Geschäfte in Ordnung gebracht und aller Besitz dem Stiefsohn ausgesetzt, damit er sich selbst nach seiner Volljährigkeit entscheiden möge, welchen Lebensweg er später für den richtigen halte. Bis dahin wurde er in einem Kloster untergebracht, wo er vorerst als Klosterknabe und hernach als Novize seine Zeit verbringen sollte.

Als alles erledigt war, scherte sich die ganze Familie die Haare. Der Vater kleidete sich in das dunkelbraune Gewand eines Isi[1]), die Mutter und Ma Hla nahmen hellbraune Asketen-

[1]) Isi (Weise) sind buddhistische, freie Asketen, welche nicht dem Orden des Buddho (Bhikkhusaṅgho) angehören. Sie unterscheiden sich von den Sāmaṇeros (Novizen) dadurch, daß sie ohne einen Lehrer sind und keinerlei bindende Gelübde auf sich nehmen. Ihre Kleidung ist wie die der Mönche,

gewänder, und der schwergeprüfte Moung Shwe ging, von allen gefolgt, in das Kloster, um sogleich in den Orden des Buddha aufgenommen zu werden. Darauf nahmen noch alle Angehörigen von ihm die zehn Asketengelübde.

Damit entsagte eine ganze Familie dem weltlichen Leben, da sie erkannten, daß alles Leben gar nicht wert ist, gelebt zu werden; denn Leben heißt Leiden, in jeder Form: ob als Liebe oder Haß, als Freude oder Schmerz.

Anmerkung zur dritten Erzählung.

Der Verfasser unserer Erzählung ist ein buddhistischer Mönch deutscher Abstammung. Sein Heimatland war Bayern, sein ursprüngliches Bekenntnis das römisch-katholische. Dadurch wird es uns verständlich, daß der Gedanke der Weltabkehr in seinem Herzen so leicht und tief Wurzeln schlagen konnte.

Es kann aber durchaus nicht empfohlen werden, das Verlassen von Weib und Kind als besonders wertvolle Tat hinstellen zu wollen. Unter unserem Volke gibt es zu viele Schwärmer, die aus gänzlich anderen Motiven darin eine willkommene Entschuldigung zu finden wähnen würden, sich unbequemer Ehefesseln zu entledigen. Das wäre natürlich durchaus gegen den Geist der Askese gehandelt. Vorbedingung eines solchen Schrittes ist immer das volle Einverständnis der Frau und deren volle materielle Sicherstellung. Die Pflichten müssen erfüllt sein. Die katholische Kirche erlaubt bekanntlich auch Eheleuten den Eintritt ins Kloster, wenn beide Teile damit einverstanden sind und beide Teile sich in ein Kloster begeben. Der Fall, daß ein Teil sich von der Welt zurückzieht, der andere aber in der Welt bleibt, liegt in dem bemerkenswerten Entschlusse des seligen Einsiedlers Nicolaus von der Flüe vor. Wohlgemerkt: Nicolaus wurde nicht Mönch und nicht Priester, sondern lebte als Einsiedler nach den Mönchsgelübden, hatte also etwa den Stand eines Brahmacārin oder Anagārika. Baum-

nur dunkler. Oftmals sind unter ihnen, besonders in Wäldern, sehr ernste Kämpfer anzutreffen, da es nicht selten vorkommt, daß ältere, zu sehr beliebte Theros es vorziehen, als „Isi" ein karges Leben zu führen, um nicht zu sehr von frommen Laien gestört und verwöhnt zu werden.

berger schreibt in seinem schönen Buche „der selige Nicolaus von der Flüe“ (Kempen 1906) dazu folgendes:

S. 29: Es war für die Seinigen eine schmerzliche Ueberraschung, als Nicolaus ihnen mitteilte, es sei sein Entschluß und, wie er fühlte, auch Gottes Wille, daß er sich in die Einsamkeit zurückziehe, und dennoch mag es ihnen und vor allem seiner Gattin nicht unerwartet gekommen sein. — Hatte aber seine Gattin sich wohl schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es so kommen werde, fiel ihr eine Trennung doch unsäglich schwerer, als der Augenblick hierfür in die Nähe gerückt war. Sie gab denn auch nicht ohne weiteres ihre Einwilligung sondern verlangte, die Angelegenheit möge erst noch im Rate der Familie erwogen und geprüft werden. — Wenn auch schweren Herzens gab Dorothea schließlich ihre bestimmte und entschiedene Einwilligung. — Nunmehr brachte Nicolaus seine zeitlichen Dinge in Ordnung, der wohlhabende Mann sicherte der Gattin ein sorgenfreies Fortkommen.

S. 30: Besaß die Trennung schon für das damalige Empfinden von natürlichen Gesichtspunkten aus etwas Anstößiges, so erst recht für das moderne, das es noch weniger versteht, wie der Vater seiner Familie den Rücken kehren, eine Frau verlassen kann, verlassen, nachdem sie ihn erst einige Monate zuvor wieder mit einem hoffnungsvollen Sprößlinge beschenkt hatte, Kinder verlassen, von denen mehrere noch unerwachsen sind. Aber gerade dieselben natürlichen Erwägungen sagen auch wieder, daß nur übernatürliche Beweggründe den Seligen zu diesem Schritte veranlassen konnten ...

S. 31: Indem er die Seinen verließ, wußte Nicolaus und war felsenfest überzeugt davon, daß er nicht eigenem Willen oder bloßer Liebhaberei folge, sondern dem bestimmten Rufe von oben.

S. 32: Da hätte es für Nicolaus noch irdische Rücksichten geben sollen? Hätte er seinen inneren Regungen nicht Folge gegeben, wäre er sich selbst untreu geworden, und es würde das Urteil über ihn ganz anders zu lauten haben. Der Mann, der sich schon lange Gott zu eigen gegeben hatte, konnte und durfte jetzt nicht mehr anders handeln, unbekümmert um das Urteil der Welt, sonst wäre seine Gestalt zu einer innerlich unwahren herabgesunken.

Dr. Bohn.

Buddhismus.

Von Albrecht Weber.

(Diesen interessanten Artikel des berühmten Forschers entnehmen wir Bluntschlis Staatswörterbuch vom Jahre 1857.)

Der Buddhismus ist in seinem Ursprunge eine der großartigsten, radikalsten Reaktionen zu gunsten der allgemeinen Menschenrechte des Individuums gegenüber der erdrückenden Tyrannei sogenannter göttlicher Geburts- und Standesvorrechte. Er ist das Werk eines einzigen Mannes, der sich Anfang des sechsten Jahrhunderts vor Christus im östlichen Indien gegen die brahmanische Hierarchie erhob und durch die Einfachheit und ethische Kraft seiner Lehre einen vollständigen Bruch des indischen Volkes mit seiner Vergangenheit herbeiführte. Mitten unter die trostlosen Verrenkungen aller menschlichen Gefühle, wie sie das brahmanische Kastenwesen und Staatstum mit sich führte, unter die lebendige Sehnsucht nach einer Erlösung aus dem irdischen, individuellen Dasein, welches sich für die große Masse des Volkes nur in so qualvollen, eingeschnürten Formen zeigte, und aus dem ewig wechselnden Kreislauf der Wiedergeburten, wie ihn die an der Stelle des früheren einfachen Glaubens an Unsterblichkeit allmählich entwickelte Lehre von der Seelenwanderung in nie endender Mühe und Qual voraussetzte, trat jener Mann mit seinem Evangelium von der gleichen Berechtigung aller Menschen ohne Unterschied der Geburt, des Standes oder Ranges, ja des Geschlechtes sogar, und von der, durch die richtige Erkenntnis und den richtigen Wandel allein, aber auch von jedem, früher oder später, zu erreichenden Auflösung des individuellen Daseins.

„Das Leid" — lehrte er — „ist notwendiger Zustand jeder Existenz — die Entstehung der Existenz ist verursacht durch Leidenschaft in einer früheren Existenz, — die Unterdrückung der Leidenschaft ist somit das einzige Mittel, neuer Existenz und mit ihr dem Leide zu entgehen, — die Hindernisse, die sich dieser Unterdrückung in den Weg stellen, müssen beseitigt werden." War in den drei ersten dieser Lehren nichts besonderes Neues, dieselben vielmehr schon vor ihm in den Schulen

der Brahmanen vorgetragen worden, denen im Gegensatze zu der Unendlichkeit der Weltseele das Aufhören jeder beschränkten persönlichen Existenz, das zurückkehrende Eingehen in jene Weltseele ebenfalls als höchstes Ziel der Spekulation galt, so war dafür die vierte Lehre, resp. die Anwendung, welche „Buddha", der Erwachte, davon machte, sein ausschließliches Verdienst und Eigentum. Unter diesen „Hindernissen zur Unterdrückung der Leidenschaft" verstand er eben nicht bloß den sinnlichen Hang der menschlichen Natur, sondern auch alle die Hemmnisse der individuellen geistigen Tätigkeit, welche das Brahmanentum geschaffen hatte. Nur durch die angestrengteste eigene Tatkraft sei es überhaupt möglich, den rechten Weg zur Erlösung aus dem Jammer der individuellen Existenz zu finden und inne zu halten; es müsse also ein jeder nicht nur selbst für sich möglichst gerade zum Ziele zu kommen streben, sondern es dürfe auch niemand dem andern dabei irgendwie hinderlich in den Weg treten; jeder müsse vielmehr im Gegenteil dem andern möglichst jedes solche Hindernis aus dem Wege zu räumen und ihn durch Güte und Mitleid, Liebe und Sanftmut auf den rechten Weg zu bringen suchen, und zwar sei eben jeder in gleichem Grade, keiner mehr als der andere, nicht nur berechtigt, sondern auch im innersten verpflichtet, nach jener Erlösung zu ringen.

Und mit dieser Lehre, die den ungeheuersten Kontrast gegen das exklusive Brahmanentum bildete, trat Buddha ferner nicht bloß, wie dies bisher bei jeder Lehre im Gebrauch war, in die Schulen der Brahmanen, sondern direkt vor das ganze Volk, zog in der Sprache des Volkes predigend überall umher und lud alle ohne Unterschied ein, teilzunehmen an diesem neuen Evangelium der „eigenen Kraft zum Ziele der eigenen Vernichtung". In der Tat, in diesem furchtlosen Auftreten, in der Verachtung aller ihn bedrohenden Gefahren zeigt sich uns bei aller Demut dieses seines Zieles ein kühner Held, würdig des Kriegergeschlechtes, dem er entstammte, eine Persönlichkeit, wahrhafter Bewunderung wert, zumal wenn wir bedenken, unter welchen Verhältnissen er auferzogen war, — als ein Königssohn nämlich, in allem Pompe und üppigem Glanze eines indischen Fürstenhofes! Aber inmitten alles dessen, was das Leben

verschönert, im Besitze eines zärtlichen Vaters, dreier geliebter schöner Frauen, eines kleinen Sohnes, dennoch zum Bewußtsein der Vergänglichkeit alles Irdischen erwacht, verließ er, 29 Jahre alt, die Seinen, um zunächst herumziehend als Bettler und fahrender Schüler bei den weisesten der Brahmanen sich zu unterrichten und nach siebenjährigen Meditationen dann selbst als Lehrer der armen, im Dunkel pfadlos verirrten Menschheit aufzutreten, von Ort zu Ort wandernd und predigend. Der ungeheuerste Erfolg ward denn auch bald seinen Bemühungen zuteil: von allen Seiten strömten ihm Anhänger zu, denen er ihren Platz in der neuen Gemeinde nur nach dem Alter oder ihrer sonstigen Würdigkeit zuwies, und gegen die Anfeindungen und Nachstellungen der Brahmanen fand er bald Schutz bei mehreren der kleinen Fürsten, die freudig diese Gelegenheit ergriffen, sich der drückenden Vormundschaft jener zu entledigen.

Das unmittelbare Ziel freilich, welches er vor Augen hatte, die völlige Entledigung von allen irdischen Bedürfnissen, die absolute Entsagung des Ichs, um zur schließlichen Absorption und Freiheit zu gelangen, war zu esoterisch, für die große Masse des Volkes zu wenig ansprechend, und überdem zu sehr mit den augenblicklichen Mitteln, die zur Befreiung von dem bisherigen Drucke nötig waren — dazu brauchte man ja gerade Kraft und Energie! — im Widerspruche, als daß es hätte alsbald den Vordergrund einnehmen dürfen. Buddha erkannte dies selbst sehr wohl und teilte deshalb seine Anhänger in zwei Teile, in die Geistlichen, d. s. diejenigen, welche schon jetzt auf jenes Ziel loszusteuern sich kräftig fühlten, und in die Laien, welche sich erst noch zu diesem Streben selbst, resp. für eine neue Geburt vorzubereiten und geschickt zu machen hatten. Als Grundprinzip seiner Lehre hatte jenes Ziel erst in späterer Zeit seinen Einfluß ausgeübt, hie und da durch modifizierte Auffassung in geringerem Grade, als man es erwarten sollte. Zunächst aber trat es vor den Mitteln zurück, die zu seiner Durchführung dienen sollten, und welche die individuelle Kraft jedes Einzelnen ja gerade recht wach und lebendig riefen, so daß die ersten Jahrhunderte des Buddhismus uns ein ungemein wohltuendes, rein menschliches Bild gewähren und der

Einfluß desselben als ein überaus segensreicher erscheint. Befreit von der wuchtigen Last wüster Satzungen, atmete der Inder wieder einmal frei auf und gewann das Leben lieb, in welchem er fortab nicht mehr Druck und Verfolgung, nur liebevolles Mitleid und brüderliche Teilnahme von seinen Mitbrüdern in der Gemeinde zu erwarten hatte. Das Bewußtsein, einer solchen Gemeinde anzugehören, freies Glied einer Genossenschaft zu sein, gab seinem Gemüte eine bis dahin ganz unerhörte Schwungkraft. Mit welcher Begeisterung die neue Lehre die Herzen ihrer Bekenner erfüllte, davon legen die Berichte über die Missionare gültiges Zeugnis ab, welche Buddha aussandte, dieselbe überall jeglichem Volke und Lande zu verkünden, und die in ihrem frischen, frommen Glaubenseifer, ihrer todesmutigen Selbstaufopferung in nichts hinter den christlichen Märtyrern und Missionaren zurückstehen. Hierher gehören auch die Felseninschriften jenes buddhistischen Königs Piyadasi (Açoka), der um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. ganz Hindostan beherrscht zu haben scheint (wenigstens finden sich diese Inschriften gleichlautend im Nordosten, der Mitte und dem Westen Hindostans wieder) und darin das ganze Volk zu gegenseitiger Duldung und Schonung, zu liebevollem Benehmen, zur Vermeidung alles Übelwollens und zu steter öffentlicher Beichte auffordert, wie diese letztere von Buddha als die einzige, wahrhafte Sühne für begangene Vergehen angeordnet war. In der Tat ein seltener Inhalt auf dergleichen Dokumenten, die uns ja sonst fast nur von Eroberungszügen und blutigen Taten mächtiger Krieger berichten!

Als Buddha nach fast fünfzigjährigem Wirken im fünfundachtzigsten Jahre seines Lebens starb, war das Gefühl der Verehrung für ihn unter seinen Anhängern ein so mächtiges, daß die Gebeine des teueren Lehrers zerstückt und als Reliquien durch ganz Indien verteilt wurden. Man errichtete, besonders in der Nähe der Klöster, welche den Geistlichen als Sammelpunkt dienten, gewaltige turmartige Gebäude über ihnen — und hier haben wir den Ursprung der später so allgemein gewordenen Reliquienverehrung zu suchen. Die Sammlung seiner Aussprüche und Bestimmungen geschah bald darauf, mußte aber, weil sie bloß mündlich abgefaßt worden zu sein

scheint, später noch mehrfach wiederholt werden und hat sich im südlichen Indien, in Ceylon, wohin der Buddhismus sehr früh vordrang, erst im ersten Jahrhundert vor Chr., im nördlichen Indien sogar erst noch ein Jahrhundert später schriftlich fixiert — und zwar je in einer verschiedenen Sprache, dort in Pāli, hier in Sanskrit, was für die gegenseitige Kritik und Authentizität von großer Bedeutung ist. Es hat sich daraus im Verlauf ein fast unabsehbares Schrifttum entwickelt, ebenso wie sich die buddhistische Kirche samt ihrem Ritus und Zermoniell aus den unscheinbarsten Anfängen zu einem ganz imposanten, formreichen Gebäude umgewandelt hat.

Richten wir nun unseren Blick auf das viele Gute, das der Buddhismus durch seine reine, entsagende Moral und die Anforderungen, die er an jeden Einzelnen als solchen richtet, gewirkt hat. Für Indien selbst und die Erweckung eines neuen geistigen Lebens hat er auch sonst noch ganz Unschätzbares geleistet. Die Wissenschaft verdankt ihm z. B. auch fast die einzigen brauchbaren historischen Dokumente, die Indien bietet. Der Sitte der Inschriften, welche durch die großartigen Kloster- und Tempelbauten aufkam, zu denen jeder sein Scherflein, das mit seinem Namen daran verzeichnet war, beitragen konnte, verdanken wir die ältesten Proben indischer Schrift und Volkssprache. Von besonderer Bedeutung aber war es, daß die Blüte des Buddhismus in Indien in dieselbe Zeit fiel mit den griechischen Ansiedelungen in den nordwestlichen Teilen des Pendschāb. Bei der völligen Nichtachtung der Nationalitäten, bei dem ganz universalistischen Charakter des Buddhismus ist hierdurch dem Einflusse griechischer Bildung und Wissenschaft auf Indien eine breite Straße geöffnet worden, auf welcher derselbe nach vielen Richtungen hin ganz bedeutend eingedrungen ist und eingewirkt hat. Diese Verbindung mit den fremden Eroberern, den Griechen zunächst und dann auch deren Nachfolgern, den Indoskythen, scheint freilich in späterer Zeit auch teilweise die Verdrängung des Buddhismus aus Indien befördert zu haben, indem die Brahmanen ihre Sache, mit den Farben der Nationalität umkleidet, dem Patriotismus indischer Fürsten und Krieger vorgeführt haben mögen, hat aber andererseits höchst wesentlich die Verbreitung erleich-

tert, welche derselbe schon früh außerhalb der nordwestlichen Grenzen Indiens gefunden hat. Der Einfluß, der dadurch auf die Entstehung gnostischer Sekten, insbesondere auch der Manichäer, aber auch in weiterer Folge auf die ganze Ausbildung des katholischen Ritus und Zeremoniells, wie es sich gerade jetzt erst zu bilden begann, geübt worden ist, kann in seiner ganzen Ausdehnung noch nicht genügend übersehen werden. Wir wissen z. B. von einem buddhistischen Mönche mit Bestimmtheit, daß er, Christ geworden, neben Übersetzungen aus dem Indischen auch christliche Traktate verfaßt hat. Sollte dies das einzige Beispiel gewesen sein? oder sollten nicht vielleicht auch umgekehrt christliche Missionare, nach Indien gepilgert und dort mit dem so ähnlichen buddhistischen Kirchenwesen und Ritus in Berührung gekommen, geradezu sich demselben angeschlossen haben? vielleicht in dem sicheren Glauben, daß derselbe eben ein christlicher sei. Haben ja doch die katholischen Missionare in Tibet noch in neuerer Zeit, über die frappanten Berührungen der beiden Kulte erstaunt, den buddhistischen allen Ernstes für eine Äffung des Teufels erklärt; und die Sagen des Mittelalters von dem asiatischen Priesterkönig Johannes erledigen sich jedenfalls einfach im Hinblick auf das tibetanische Papsttum und vielleicht ähnliche hierarchische Erscheinungen in Zentralasien. Über diese wechselseitigen Einwirkungen wird jedenfalls mit der Zeit, wenn uns die buddhistischen Quellen erst zugänglicher werden, noch sehr viel neues Licht aufgehen.

Die direkte Ausbreitung des Buddhismus durch seine Missionare über ganz Indien, Ceylon, den indischen Archipel, Hinterindien, Japan, China und Zentralasien ist natürlich das Werk vieler Jahrhunderte gewesen und scheint sich nach außen hin besonders lebhaft in der Zeit erstreckt zu haben, wo sein Terrain in Indien selbst immer mehr beschnitten ward. Den schließlichen Sieg über ihn in Indien scheint das Brahmanentum etwa im neunten oder zehnten Jahrhundert nach Chr. davongetragen zu haben. Die eigentlichen Gründe seines Unterliegens daselbst liegen noch nicht ganz klar zu Tage, da es in der Tat wunderbar erscheint, wie das indische Volk, nachdem es einmal die Freiheit von allem Kastenwesen kennen gelernt hatte, sich doch

wieder hat in dieselben harten Bande schlagen lassen. Aus den Berichten chinesischer Pilger in Indien sehen wir, daß der Verfall daselbst im sechsten Jahrhundert nach Chr. bereits begonnen haben muß, da er im siebenten Jahrhundert schon sehr merklich hervortrat. Die Hauptauswanderung der buddhistischen Geistlichkeit scheint sich nach Tibet gerichtet zu haben, wo sie bekanntlich noch jetzt ihren glänzendsten Sitz und auch die weltliche Herrschaft ganz in Händen hat.[1]) An Zahl der Bekenner überhaupt überragt der Buddhismus noch jetzt alle anderen bestehenden Religionsformen, da man gewöhnlich ein Viertel der ganzen Bevölkerung der Erde als ihm zugetan rechnet.

---

[1]) Selbstverständlich hat dieser Buddhismus, wie er sich in Tibet entwickelt hat, mit der alten reinen Lehre des Buddha sehr wenig gemein.

Der Herausgeber.

Kleine Mitteilungen.

Auch in den letzten zwei Monaten kann ein stark wachsendes Interesse an unseren Arbeiten festgestellt werden. Es sind während dieser Zeit über 1000 Briefe und Karten in unserer Geschäftsstelle eingelaufen, Probe- und feste Bestellungen der „Zeitschrift für Buddhismus", Wünsche um Zusendung aufklärender Schriften und Bücher über den Buddhismus usw. Sämtliche Anfragen und Bestellungen wurden prompt erledigt, viele Hunderte Druckschriften, Broschüren und Bücher gratis versandt. Die öfters in den Briefen wiederkehrenden Anfragen wie z. B. die Stellung des Buddhismus zu den Fragen des Okkultismus und der Theosophie, zur abendländischen Philosophie und Naturwissenschaft, ganz besonders zum modernen Monismus, ferner die Unterschiede zwischen südlichem und nördlichem Buddhismus, zwischen Laien- und Mönchsbuddhismus und so manche andere angeschnittenen Fragen, die vielleicht für manche Leser dieser Zeitschrift nicht ohne Interesse sind, werden wir nach und nach in den nächsten Nummern öffentlich beantworten.

Jedenfalls ist die außerordentliche und ständig zunehmende Anteilnahme des Abendlandes für den Buddhismus — ganz besonders konnten wir dies in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz verfolgen — eine sehr erfreuliche Tatsache, die auf unsere moderne Auffassung von Ethik und Moral nicht ohne günstigen Einfluß bleiben wird.

Herr F. J. Bauer ist am 8. Februar wohlbehalten auf Ceylon gelandet und dort von seinem Bruder, Bhikkhu Kondañño, welcher schon jahrelang drüben ist, freudig empfangen worden. Er beabsichtigt, auf den alten ehrwürdigen Stätten des reinen Pali-Buddhismus Erfahrungen und Eindrücke zu sammeln, die unseren Arbeiten zugute kommen sollen; auch wird Herr Bauer die guten Beziehungen zwischen den dortigen europäischen Bhikkhus und uns noch fester zu knüpfen suchen.

Herr Ludwig Ankenbrand, ist ebenfalls auf Ceylon, wie wir seinen Berichten an uns entnehmen können, sehr rege gewesen und hat, von den dortigen Freunden unterstützt, mit großer Liebe und Begeisterung das Studium des Buddhismus fortgesetzt. Er ist jetzt mit Bhikkhu Nyānatiloka auf einer Missionsreise durch Tibet begriffen, gilt es doch, den dortigen im Dogmatismus und Kirchendienst erstarrten „Buddhismus" von seinen Fesseln und Einschnürungen zu befreien und auch hier Volk und Priester mit der reinen Lehre des Pāli-Buddhismus bekannt zu machen. Die Aussichten für diese Aufgabe erscheinen heute günstiger wie früher, da in der letzten Zeit mehrere tibetanische Geistliche bei einem Aufenthalte auf Ceylon, nachdem sie dort von den Bhikkhus mit der alten reinen Buddha-Lehre bekannt gemacht wurden, solche ziemlich rasch begriffen und begeistert mit diesem kostbaren Schatze wieder in ihre Heimat abgereist sind. Herr Ankenbrand wird später in unserer Zeitschrift über seine Erlebnisse und Erfahrungen auf Ceylon, in Tibet und anderen Ländern berichten.

Nachdem wir je ein Probeheft der Zeitschrift an die deutschen Universitäts- und Stadtbibliotheken, Volksbüchereien und Lesehallen mit der Mitteilung gesandt hatten, daß wir den ersten Jahrgang unberechnet und portofrei regelmäßig zustellen, wenn uns ein beständiges Auslegen der Zeitschriften zugesagt würde, haben zahlreiche Universitäts- und Stadtbibliotheken sowie Lesehallen dies gerne zugesagt und regelmäßige Zustellung der Zeitschrift gewünscht.

Buddhistische Weltschau.

I. Die Reform der buddhistischen Gemeinden Chinas.

1.

Der Kampf der Religionen. Schanghai, 24. Oktober. In den letzten Monaten verschärfte sich die Gegnerschaft zwischen Konfuzianismus und Christentum, weil jener verfassungsgemäß zur Staatsreligion erhoben werden soll. Das Parlament wird in dieser wichtigen Angelegenheit bald den Entscheid treffen. Daß damit der Kampf zur Ruhe kommt, wird man kaum hoffen dürfen. Es ist ein Armutszeugnis für die Kämpfer, die sich auf den Arm der Regierung stützen. Der Staat sollte unbeteiligt dem Streite zusehen. Es hieße eine falsche Lehre aus der Geschichte ziehen, wenn er mit dem Konfuzianismus, der ja keine Religion, sondern in seiner Ethik nur den Bruchteil einer solchen darstellt, eine gesetzliche Verbindung eingehen wollte, im Widerspruch zum bisherigen Brauche, wo in China „jeder nach seiner Fasson" selig werden konnte.

Es handelt sich ja schließlich nicht nur um den Kampf zwischen Christentum und Konfuzianismus. An seinem Ausgang sind die anderen Religionsgemeinschaften: Buddhisten, Taoisten und Mohammedaner, ebenso sehr interessiert.

Während die Konfuzianer geräuschvoll mit großem Säbelrasseln auf der Arena erscheinen, rüsten sich die Buddhisten in der Stille, streben aber nicht weniger bestimmt ihrem Ziel zu: der Zurückeroberung einer verlorenen Stellung. Die Zerstörung der Götzenbilder in den letzten Jahren brachte ihnen mit Schrecken zum Bewußtsein, wie wenig Rückhalt sie im Volke haben. Auch der Buddhismus entlehnt seine Waffen, wie der Konfuzianismus, aus der Rüstkammer der christlichen Missionen. Die Religionsstifter sollen an Bedeutung gewinnen, indem man, wie bei unserer Zeitrechnung, die Geschichte nach ihrem Geburtstag orientiert. Beide Konfessionen wollen den Sonntag als Ruhetag feiern; auch sollen bei den gottesdienstlichen Zusammenkünften Ansprachen gehalten werden. Im festen Zusammenschluß sucht der Buddhismus sein Heil. Wie sein umfangreiches Programm zeigt, soll ihm ausgedehnte Predigttätigkeit Einfluß verschaffen; Unterricht und Wohlfahrtseinrichtungen wie industrielle Unternehmungen sollen ihm die Zuneigung des Volkes erwerben. Der als reaktionär verschrieene Buddhismus zeigt sich hier in einem günstigeren Lichte, sowohl in seinen modernen Wahlbestimmungen, als auch in seiner Anpassungsfähigkeit, da er weiß, sich neuzeitliche Propagandamittel wie die Presse nutzbar zu machen. Selbst zur Mission im Ausland fühlt er sich berufen.

Weserzeitung, Bremen, 12. XI. 13.

2.

Religiöse Strömungen in China. In aller Stille rüsten die Buddhisten. Daß es wieder der Süden ist, von dem die Bewegung ausgeht,

ist nicht nur der geistigen Bewegung jener Provinzen zuzuschreiben, sondern auch einem politischen Umstande, der in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Japan, das in früheren Jahrhunderten von China den Buddhismus übernommen hatte, ist heute der Mittelpunkt dieser Lehre, und von ihm gehen heute die buddhistischen Sendlinge und Apostel nach China. Ob es ein Zufall oder ein zielbewußtes Vorgehen ist, daß die japanischen Buddhisten ihre Missionstätigkeit vor allem in der Formosa gegenüber gelegenen Provinz Fukien ausüben und von dort nach Kwangtung vorzudringen sich bemühen, soll hier nicht weiter erörtert werden. Tatsächlich war in Südchina der Boden für ein Neuaufleben der buddhistischen Religionsgemeinschaften schon viele Jahre lang vorbereitet, so daß mit dem Anstoß, den das innerpolitische Leben Chinas gab, die schon vorhandenen Pläne und Entwürfe nur in die Wirklichkeit umgesetzt zu werden brauchten, um die Buddhisten gerüstet in den Kampf eintreten zu lassen. Vor kurzer Zeit hat sich so in Kanton die Buddhistenkirche eine neue Verfassung gegeben. Der Buddhismus sucht sein Heil im festen Zusammenschluß. Ausgedehnte Predigttätigkeit, Unterricht, Wohlfahrtseinrichtungen sowie auch industrielle Unternehmungen sollen ihm weitesten Einfluß verschaffen. Predigerschulen, Lehrerseminare und Rednerkurse sollen die Ausbildung der Bonzen und Wanderprediger übernehmen; musterhaft geleitete Klostergüter, Bergwerke auf Gemeinde- und Klostereigentum und Verbesserungen aller Art in den buddhistischen Gemeinden, die auf Grund der Erhebungen eines neu zu schaffenden buddhistischen Amtes für Statistik und Untersuchung vorgenommen werden sollen, sind dazu bestimmt, der Kirche die nötigen Mittel zu verschaffen und die Vermögenslage ihrer Gläubigen zu verbessern und damit wieder die Kirche volkstümlich zu machen. Mit Tagesblättern und Monatsschriften soll enge Fühlung behalten werden. Bei der Aufnahme in den Religionsverband sind zwei Dollar zu entrichten, und ebensoviel beträgt der jährliche Mitgliederbeitrag. Die ganze Verwaltung ist in die Hände eines Ausschusses gegeben, der aus einem Präsidenten und sechs Amtsvorstehern besteht. Auf eine Eingabe der neuen Kirche um moralische Unterstützung hat sich die Regierung bis jetzt noch zurückhaltend geäußert. Finden die Buddhisten aber die richtigen Männer zur Verfolgung ihres Programms, so werden sie auf dem geschichtlichen Boden ihrer Lehre auch ohne unmittelbare amtliche Hilfe eine neue Blüte ihrer Religionsgemeinschaft zustande bringen.

Kölnische Zeitung, 4. Nov. 13.

3.

Buddhistische Bestrebungen in Südchina. Die im Revolutionsjahr 1911 in Canton gegründete „buddhistische Vereinigung" (Fo-chiao-hui) entwickelt eine rege Tätigkeit. Sowohl auf dem Gebiet der äußeren Organisation als auch auf dem Gebiet der inneren Verwaltung paßt sich die „buddhistische Vereinigung" der Missionstätigkeit der christlichen Kirche und vor allen Dingen der Tätigkeit der christlichen Jung-Männer-Vereine an. Sie gründet

Zweigniederlassungen (Fen-hui) in größeren Städten. Als Mitglieder werden nicht nur Mönche, sondern auch Laien und sogar Frauen aufgenommen. Die Mitgliedschaft erlangt man durch Empfehlung und Vermittelung des Vorstehers einer betreffenden örtlichen Vereinigung. Eintrittsgeld und jährlicher Beitrag für ein Mitglied beträgt einen Dollar. Anfang Oktober ist in der Kreisstadt Hsiang-shan, dem Heimatskreise Sun-Wens, eine Zweigniederlassung der buddhistischen Vereinigung eingeweiht worden.

4.

Eine Gesellschaft vom Gelben Kreuz. Die Bewegung zur Wiederbelebung des Buddhismus, die seit einigen Monaten von Südchina aus nachdrücklich eingesetzt hat, nimmt an Ausdehnung zu. Buddhistische Zweigvereine werden in den Provinzialhauptstädten ins Leben gerufen und nach Anweisungen der Hauptleitung organisiert. Das Neueste ist die Gründung einer „Gelben-Kreuz-Gesellschaft", die das asiatische Gegenstück zu der Gesellschaft vom Roten Kreuz werden soll. Der Vorschlag zur Gründung der Gesellschaft geht von dem Vorsitzenden der Buddhistischen Vereinigung für China, dem Mönch Tsching-Hai, aus; die endgültige Bildung der Gesellschaft vom Gelben Kreuz (Huang-want-se-hui) soll Anfang nächsten Jahres erfolgen.

5.

Organisation der cantonesischen Buddhistenkirche.

(Auszug.)

I. Name und Sitz.

§ 1. Die Religionsgemeinschaft ist bei der Regierung eingekommen, sie als „Cantonesische Buddhistenkirche" anzuerkennen.

§ 2. Der Zweck der Gesellschaft ist:

a) das Volk über Buddhas Religion aufzuklären und seine Lehre auszubreiten, und

b) zum Zusammenschluß in Anlehnung an unsere Kirche zu bewegen.

§ 4. Der Ausschuß wird zur Organisation der Klöster, für deren Schutz er einsteht, in alle Kreise Vertreter senden.

II. Organisation der Kirche.

§ 6. Der Ausschuß wird gebildet aus: dem Präsidenten, sechs Amtsvorstehern und deren Stellvertretern. Er kann bei dringenden Geschäften erweitert werden.

§ 7. Dem Präsidenten sind alle Klöster unterstellt. Er ist Siegelbewahrer, vertritt die Kirche nach außen, verkehrt mit dem buddhistischen Papst und der Regierung.

§ 10. Die Arbeit wird unter folgende Ämter verteilt:

1. Vorsteher und Leiter.

a) Dem Präsidenten sind alle Klöster und Insassen unterstellt.

2. Propaganda.

Der Prior eines Klosters bestimmt die Prediger und verteilt die übrigen Arbeiten des Klosters.

a) Er bestimmt, an welchen Plätzen gepredigt werden soll und wo Versammlungshallen zu kaufen oder zu mieten sind.

b) An belebten Straßen und Märkten sollen die Leute über Buddhismus belehrt werden.

c) Auch sollen die Soldaten in ihren Lagern,

d) die Verbrecher in Gefängnissen und

e) die Kranken in Spitälern besucht werden.

f) Auch für Verkündigung der Lehren Buddhas im Ausland ist Sorge zu tragen.

3. Verkehr.

Dieses Amt besorgt den Verkehr mit dem Volk, andern Glaubensgenossen unter Chinesen, Mandschus, Mongolen, Mohammedanern und Tibetern.

4. Unterricht.

a) Im Lehrerseminar sollen begabte Leute in Buddhas Religion eingeführt werden.

b) Redegewandte Mönche mit einiger Kenntnis sollen in einem Seminar weitere Ausbildung für den Predigerberuf empfangen.

c) In Elementarschulen sollen Kinder mit dem Buddhismus bekannt gemacht werden.

d) In der philosophischen Schule werden die tiefsten Religionsprobleme behandelt.

e) Wo die nötigen Kräfte vorhanden sind, sollen Spitäler gegründet werden.

f) In Tagesblättern und Monatsschriften soll die Geschichte des Buddhismus bekannt gemacht, wichtige Ereignisse aus der jetzigen Propaganda veröffentlicht werden.

g) Buddhistische Bücher sollen ins Chinesische übersetzt werden.

6. Statistisches und Untersuchungsamt.

a) Es sollen die Verhältnisse der buddhistischen Gemeinden untersucht werden, um sie zu verbessern.

b) Ein Inventar über Klöster, ihre Insassen und ihren Besitz ist aufzunehmen.

c) Die Angaben müssen von zuverlässigen Männern geprüft und ans Sekretariat nach Canton abgeliefert werden.

d) Streitigkeiten zwischen Bevölkerung und Kloster sollen durch den Ausschuß beigelegt werden.

f) Gefährdet ein Mönch durch schlechten Wandel den Ruf des Klosters, so ist er zu entlassen.

§ 11. Jedes Glied unserer Kirche ist zum Gehorsam gegenüber seinen Vorgesetzten verpflichtet.

III. Konferenzen.

§ 16. Es werden vier Arten unterschieden:

a) Generalkonferenz,

b) Gemeindeversammlung,

c) Ausschußsitzung,

d) Extraberatung.

§ 17. 1. Der Präsident beruft die Generalkonferenz. Sie kann von der Hälfte der Abgeordneten beantragt werden; Einladungen hierzu werden immer zwanzig Tage vor Eröffnung ausgegeben.

2. Gemeindeversammlungen finden jeden Sonntag statt.

3. Auf Antrag von fünf Mitgliedern erfolgt eine Ausschußsitzung.

4. Auf Wunsch von fünf Klosterbewohnern wird eine Extraberatung über dringende Angelegenheiten festgesetzt.

IV. Befähigung zum Amt.

§ 18. Tugendhaftigkeit, Ansehen, reiches Wissen des Bewerbers berechtigen zu einer Wahl in den Ausschuß.

§ 19. Laien wurden unter Zuziehung zweier Zeugen in die Gemeinde aufgenommen.

V. Gemeindeordnung.

§ 20. Jeder Religionsgenosse ist verpflichtet, nach den Verordnungen zu leben, widrigenfalls sein Name aus den Listen gestrichen wird.

§ 21. Jeder Bonze hat, wenn er einen Ausweis hierfür erbringt, Gastrecht in jedem Kloster.

§ 22. Klöster, die der Organisation nicht beigetreten sind, haben kein Anrecht auf ihren Schutz. Jedes übelberüchtigte Kloster wird vom Ausschuß der Behörde zur Bestrafung angezeigt.

§ 24. Bei Wegzug eines Priors ist die Besetzung seines Postens vom Ausschuß vorzunehmen, und es steht nicht in der Macht des Inhabers, seinen Nachfolger zu bestimmen.

§ 25. Streitigkeiten im Kloster und nach außen werden von den Dorfältesten geschlichtet. Sind ihre Bemühungen erfolglos, so schreitet der Ausschuß ein.

§ 26. Wird ein Gemeindeglied ungerechter Weise bedrückt, so ist ihm allseitig beizustehen; ist sein Unglück selbst verschuldet, soll ihm niemand helfen.

§ 27. Jedes Glied, ohne Standesunterschied, soll die Ausbreitung des Buddhismus in seinem Teil fördern.

VI. Finanzen.

§ 28) a) Bei der Aufnahme in den Religionsverband sind zwei Dollar zu entrichten.

b) Der jährliche Mitgliederbeitrag ist zwei Dollar. Er ist zur Hälfte im zweiten und achten Monat zu zahlen.

VII. Gemeindegründungen.

§ 30. Der Rechtstitel jeder Gemeinde lautet:

„Teilgemeinde-Außenstation der cantonesischen Buddhistenkirche im Kreis X."

§ 31. Es muß ein Verteilungsplan der Klöster der Regierung vorgelegt werden, daß jeder Beamte beauftragt wird, das in seinem Gebiet liegende Anwesen zu schützen.

§ 32. Abgelegene Klöster haben passende Versammlungslokale zu mieten, und es ist dafür zu sorgen, daß in jedem Kreis eines ist.

§ 33. Wenn die Anhänger sich mehren sollen, müssen die obigen Bestimmungen eingehalten werden.

§ 36. Jedes Kloster hat ein Verzeichnis seiner Bonzen nach ihren Rangstufen, ebenso seiner Besitzungen und seiner Einnahmen anzulegen und an den Präsidenten weiterzuschicken.

§ 42. Der Ertrag der Klostergüter soll für gemeinnützige Zwecke verwandt werden nach der Genehmigung durch den Ausschuß.

VIII. Schluß.

§ 43. Diese Regeln haben provisorischen Charakter; sie können auf Antrag von zwanzig Abgeordneten durch den Ausschuß abgeändert werden.

Nachtrag: Als Antwort der Regierung wurde uns auf unsere Eingabe folgendes mitgeteilt:

„Die Gründung der cantonesischen Buddhistenkirche mit einem vom Luk-yung-Kloster gestifteten Fond von zehntausend Dollar haben wir zur Kenntnis genommen. Der Zweck der Organisation zur Ausbreitung ihrer Religion zur Erlösung der Menschheit, zum Kampf gegen Aberglauben und Volksschäden ist anerkennenswert. Die Einzelbestimmungen sind gut und finden unsere Genehmigung."

II. Der japanische Buddhismus.

Buddhistische Adressen an Präsident Wilson und Yuan Shi kai. In dem Hongwanji-Tempel in Asakusa fand am letzten Sonntag eine Versammlung von Buddhisten aus allen Teilen Japans statt. Es waren einige 3000 Leute, die da zusammenkamen, Priester, Studenten, Frauen und andere, so daß die große Halle des Tempels gesteckt voll war. Gegenstand der Versammlung war das Verhältnis zwischen Politik und Religion überhaupt und dann das Verhältnis von Japan zu China und besonders Amerika.

Nach gewissen rituellen Zeremonien wurden drei Resolutionen vorgelesen und gebilligt und zwar eine über das Verhältnis von Politik und Religion, daß nämlich das religiöse Gefühl nicht mit dem nationalen, politischen Gefühl in Konflikt kommen soll; die zweite, in Form einer Adresse an Präsident Wilson, hofft im Namen der japanischen Buddhisten, daß religiöses und Rassenvorurteil das Verhältnis von Japan und Amerika in Zukunft nicht gefährden möchten; statt dessen möchten die Grundsätze der Gerechtigkeit und Freiheit die Beziehungen zwischen beiden Staaten immer freundlicher gestalten.

Die dritte Resolution ist eine Adresse an Yuan Shi kai und beschuldigt den Präsidenten der chinesischen Republik, daß seine Regierung der Sache der Menschlichkeit und des Friedens im fernen Osten nicht förderlich sei, und hofft, daß der Präsident, eingedenk Buddhas Gleichmut und Güte in sich gehen würde und eine wohlwollendere Politik verfolgen möge.

Darnach wurden noch Sympathieschreiben an die Japaner in Kalifornien und Nanking verlesen und mit lautem Beifall aufgenommen. Sodann kündigte der Vorsitzende an, daß die Adressen an die Präsidenten Wilson und Yuan Shi kai sofort abgeschickt werden würden und daß in Zukunft alle weiteren Schritte im Namen Buddhas zu geschehen hätten. Mti drei Banzais für den Kaiser wurde die Versammlung um zwei Uhr Nachmittags beendet.

(Deutsche Japanpost, Jokohama. 1. Oktober 1913.)

Japanischer Buddhismus. Wir haben in unserer letzten Nummer einen Bericht über die interessante Massenversammlung von japanischen Buddhisten in Asakusa gebracht, worin Stellung zur chinesischen und kalifornischen Frage mit zwei Resolutionen genommen wurde. Schon vor jener Massendemonstration hatte nun Herr Shibata, der Direktor des Bureaus für religiöse Angelegenheiten im Unterrichtsministerium, Besorgnis gehegt, daß die Versammlung in einer Weise verlaufen möge, die Anstoß erregen könnte. Er ließ daher Vertreter der Einberufer zu sich kommen und verwarnte sie, sich irgendwie mit Politik zu befassen. Wie sich zeigte, ohne Erfolg.

Das Vorgehen der Buddhisten soll nun nach japanischen Zeitungsberichten als eine Verletzung der Polizeivorschriften dargestellt werden, da man die Veranstalterin der Massenversammlung, die Bukkyo-Danwa Kai nicht als politische Organisation ansehen will, sondern nur als religiöse Gemeinschaft, die nach dem Gesetze den polizeilichen Verordnungen unterstehe.

(Deutsche Japanpost, Jokohama, 18. Oktober 1913.)

Das Fiasko der weltlichen Moral und die Rückkehr zur Staatsreligion.

Religionskonferenzen in Tokyo. Wir haben wiederholt auf die Bestrebungen liberaler japanischer Regierungen hingewiesen, mit den Vertretern der verschiedenen Kirchen in Japan in nähere Fühlung zu kommen. Vor etwa einem Jahr versammelte der damalige Minister des Innern Hara auf Anregung des Vizeministers des Innern Tokonami, der jetzt an der Spitze der Staatsbahn steht, Vertreter der Shinto-, buddhistischen und christlichen Kirchen. Viel ist bei diesen Besprechungen nicht herausgekommen; ihr Einfluß auf Einzelfragen des praktischen Lebens der Kirchen darf als Null angeschlagen werden. Sie lieferten aber den Beweis dafür, daß die Staatsregierung nicht mehr so unbedingt auf dem vorher von ihr eingenommenen Standpunkt steht, daß Religion nichts als eine Privatangelegenheit der Einzelnen sei, die den Staat nur insofern etwas angehe, als er für Ordnung innerhalb der Kirchen zu sorgen und Mißbräuchen entgegen zu

treten habe, und als der Shintoismus halb und halb als eine Art Staatsreligion angesehen wurde. Die Konferenz hat aber eine ganze Reihe von Mißverständnissen erregt und heftige Kritik in der Presse, namentlich auch in der religiösen Fachpresse, hervorgerufen, die hauptsächlich die Frage betrafen, ob Tokonami eine Art Verschmelzung oder doch Annäherung der drei Kirchen geplant habe. Dieser Punkt scheint daran schuld gewesen zu sein, daß die auf den Juli dieses Jahres angesetzte zweite Religionskonferenz nicht zustande gekommen ist. Amtlich wird es allerdings so hingestellt, als ob der gerade damals erfolgende Tod des Prinzen Arisugawa ihre Hinausschiebung nötig gemacht habe. Es darf aber als Tatsache angesehen werden, daß die Mehrzahl der Buddhisten, deren wichtigste Sekte sich schon von der ersten Konferenz ferngehalten hatte, nicht mit den Shintoisten und Christen gemeinsam arbeiten wollte, damit nicht der Eindruck erweckt werde, als sei sie mit einer sich anbahnenden Verschmelzung mit den anderen Kirchen einverstanden. Deshalb hat die Regierung dieses Mal von einer gemeinsamen Konferenz der drei Kirchen abgesehen und gesonderte Konferenzen mit den Vertretern des Shintoismus, des Buddhismus und des Christentums abgehalten. Die Regierung wurde dabei nicht, wie auf der ersten Konferenz, vom Ministerium des Innern vertreten, sondern vom Unterrichtsministerium, auf das infolge der Verwaltungsreform inzwischen die Aufsicht über alle kirchlichen Angelegenheiten übergegangen ist; das religiöse Unterrichtswesen hatte schon immer zu seinem Kompetenzkreis gehört.

Auf der privaten Konferenz legten die drei vertretenen Kirchen dann noch einmal klar jede ihren Standpunkt dar. Die Shintoisten erklärten, daß der Shintoismus die eigentliche nationale japanische Religion sei. Er habe aber mit den anderen Religionen gemeinsam, daß er nicht den Staat oder das ganze Volk, sondern die einzelnen Individuen im Auge habe, und sei deshalb zu ehrlicher gemeinsamer Arbeit mit den anderen Religionen bereit. Die Buddhisten betonten, daß der japanische Buddhismus während des ganzen Verlaufs der Geschichte national gesinnt gewesen sei und die treuesten Anhänger und Verehrer des Kaiserhauses unter seinen Gläubigen gezählt habe. Die Staatsschule, die die Religion ausschließe, sei an dem gegenwärtig in Japan alles beherrschenden Materialismus schuld, und die Buddhisten forderten gemeinsam mit den anderen Kirchen, daß der Staat den Kirchen religiöse Erziehung in Schule und Haus freigebe, damit sie zum Wohl des ganzen Volkes und damit des Staates arbeiten könnten. Die Christen wiesen darauf hin, daß die Religionskonferenz im vorigen Jahr ein glänzender Erfolg, ein epochemachendes Ereignis gewesen sei, indem zum ersten Mal seit fünfzig Jahren die Regierung es anerkannt habe, daß sie mit ihrer Gegnerschaft gegen alle Religion nur den flachen Materialismus züchte und die Sittlichkeit im Volk untergrabe. Alle Religionen hätten nicht, wie der Staatsschulunterricht, das Wohl des einzelnen Staats, sondern das der ganzen Menschheit zum Ziel. Gemeinsam aber sei allem religiösen wie

allem staatlichen Unterricht die Hebung der Sitlichkeit der Einzelnen, und an diesem Ziel müßten alle Kirchen mit den Staatsschulbehörden eng zusammenarbeiten. Es wurde dann einstimmig beschlossen, einen Ausschuß zu erwählen, der alle gemeinsamen Angelegenheiten der drei Religionen in die Hand nehmen und alljährlich eine Religionskonferenz einberufen soll. Die auf diese Weise zustande gekommene Vereinigung nennt sich Nippon Shukyo Taikai, Großer Verein Japanischer Religionen.

Das Schlußwort sprach dann Baron Sakatani, indem er eine Übersicht über das Verhältnis von Staat und Kirche während der Periode Meiji gab. Nach der Restauration habe das Volk gewähnt, der Buddhismus habe den Niedergang des Volks während der Tokugawazeit verschuldet, und habe im ersten Aufklärungseifer die Tempel in Shiba und Asakusa verbrennen wollen. Die Regierung habe das zwar verhindert, aber auch sie habe die Religionen für überwundenen Aberglauben gehalten. Jetzt habe das ganze Volk seinen Irrtum erkannt, und die Regierung gebe das nun offen zu. Die Regierungskonferenzen im vorigen und in diesem Jahre bedeuteten eine Kapitulation des Staats vor den Kirchen. Dieser Ausspruch mag in seiner Allgemeinheit übertrieben sein; daß aber eine sehr starke Strömung durch das ganze japanische Volk geht, die eine weit stärkere Heranziehung der Religion zur allgemeinen Volksbildung anstrebt, und daß gerade das gegenwärtige Unterrichtsministerium und der von ihm für die Reform des Schulwesens eingesetzte Ausschuß diesen Bestrebungen recht nahe steht, läßt sich tagtäglich durch zahlreiche Äußerungen von Zeitungen und Rednern belegen. (Ostasiatischer Lloyd.)